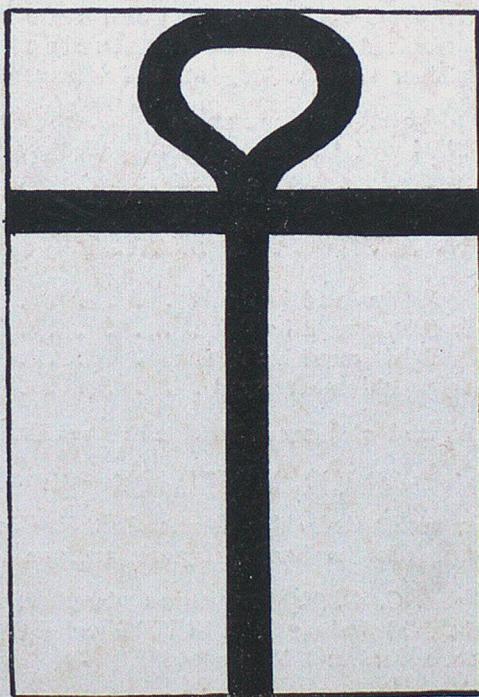


# DER EIGENE



EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR  
HERAUSGEBER A DOLF BRAND  
12. JAHRG. HEFT 2. HEFT. JAHRG. 12

# DER EIGENE

Ein Blatt für männliche Kultur

Herausgeber  
**ADOLF BRAND**

DER EIGENE / 9. Jahrgang / gebunden / 12,— Mk.  
DER EIGENE / 10. Jahrgang / 2 Bände / grün Leinen / 25,— Mk.  
DER EIGENE / 11. Jahrgang / gebunden / rot Leinen / 15,— Mk.

Der EIGENE bringt in jedem Hefte  
fortlaufend Köpfe und Aktstudien  
schöner Knaben, Jünglinge und Männer

Probenummern  
des EIGENEN vom 12. Jahrgang werden nicht verschickt

**Ein Probeheft DER EIGENE 11. Jahrgang  
kostet 1 Mark**

<b>Das Porto</b> für Briefversand in Berlin . . . . .	0,15 Mk.
" " für Briefversand im Reich . . . . .	0,30 Mk.
" " für Briefversand ins Ausland . . . . .	1,— Mk.
" " für Drucksachenversand . . . . .	0,15 Mk.

Postlagernd wird grundsätzlich nichts verschickt

## DER EIGENE

wird nur an Mitglieder der Gemeinschaft der Eigenen  
geliefert und ist im Handel nirgends mehr zu haben

Programm der G. D. E. kostenlos durch den Verlag  
Für 24,— Mk. Jahresbeitrag DER EIGENE und EXTRAPOST  
Für 60,— Mk. außerdem 1 Mappe RASSE UND SCHÖNHEIT

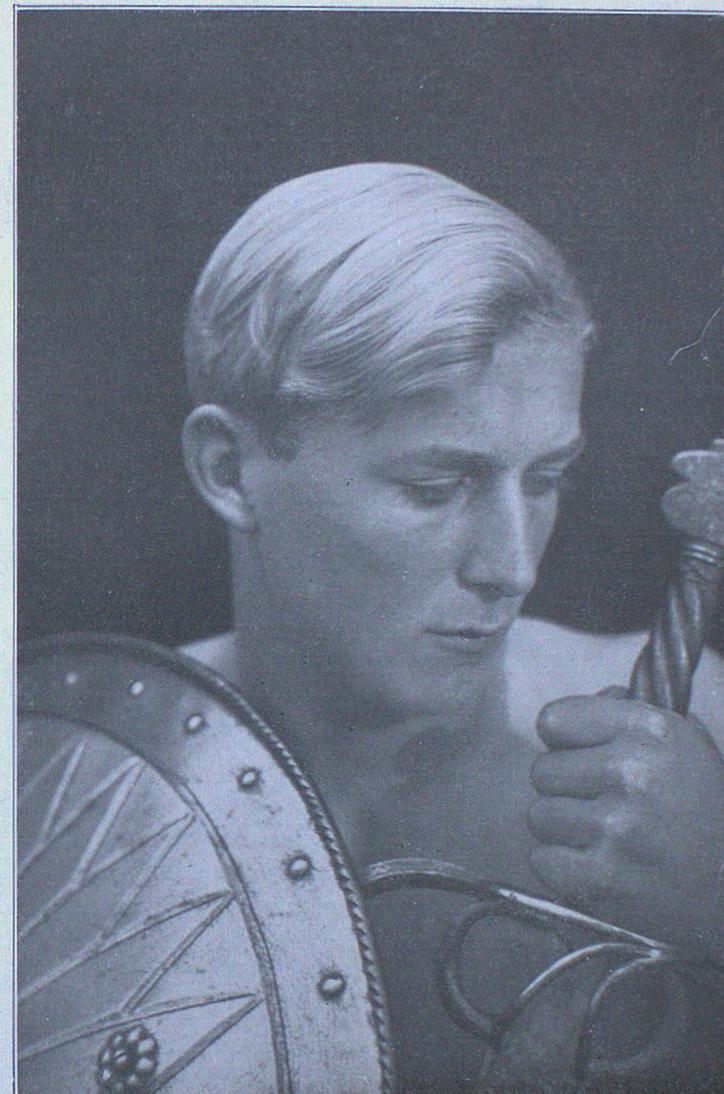
Alle Zahlungen sind auf das **Postscheckkonto**  
**Nr. 51257 in Berlin NW 7** zu leisten

---

**ADOLF BRAND / VERLAG / DER EIGENE**

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7

\* JUNGER KRIEGER \*



MAX MIEDE / Junger Krieger

*Dr. Frank Thiess**über die Änderung unserer Kampfmethode*

Charlottenburg, am 25. Dezember 1928.

Lieber Herr Brand!

Ich danke Ihnen für die Uebersendung des letzten Heftes, dessen „Protest der Prominenten“ mit Ihrem Schlußwort mich ganz besonders interessierte. Meine erste Reaktion war ein Verwundern darüber, daß Sie, ein Kämpfer und Soldat des Geistes aus Naturanlage, aus Blutsanlage, daß Sie die Waffen hinlegen. Doch ehe ich noch zu Ende gelesen, erkannte ich, daß hier nur ein Wechsel der strategischen Methode stattfindet und daß die Front nicht zerbröckeln soll, deren wichtigste Flanke immerhin Ihrer Sorge untersteht.

Und so kümmerlich die kulturpolitische Lage in Deutschland sich zur Zeit auch auftut, ich weiß, daß auch Sie über den Tag und den Tageserfolg hinaus sehen und mit mir und den Geistigen Europas wissen, daß die größere Revolution nicht aufgehalten werden kann und daß eines Tages dieses gipserne Gesetz wie der ganze Parteiparlamentarismus einfach durch die Tatsache, daß neue Ideen Gemeingut der Menschen geworden sind, in sich zusammenbrechen und verschwinden wird . . .

Das haben Sie längst erkannt, indem Sie aus einer Sache für die Homosexuellen eine solche für die Freiheit und das Recht auf Liebe machten. Das müßten selbst die anerkennen, welche Ihre Grundthese von der Bisexualität aller Menschen sich nicht zu eigen machen wollen, denn Ihr Kampf dient dem Freiheitsgedanken schlechthin (gegenüber dem der Knechtung unter lebentötende Gebote und Verordnungen) und also der besten Sache, die man überhaupt in diesem Leben vertreten kann.

Ich begrüße Sie herzlich und wünsche Ihrem Kampfe auf neuem Gelände neue Erfolge als

Ihr sehr ergebener

Frank Thiess

*Legende der Könige**Von Werner Lürmann*

Hörner signale gellten goldene Schreie in nebligen Morgen. Die Heere standen in Schlachtordnung gegeneinander — unbeweglich auf ihren Pferden hielten hüben und drüben die Könige, gepanzert, flatternd die Helmbüsche, drei Längen vor ihren Geschwadern. Kriegerische Musik und Wiehern scholl windzerfetzt.

Nun war Stille, atemraubend. —

Unbeweglich hielten die Heere, da die Könige aufeinander zritten.

Jeder aber verhielt sein Streitroß — sie saßen ab und standen gegenüber zur Entscheidung: zehntausend Augen sahen, wie mit großer Bewegung einer dem andern die Hand reichte, wie ihre Blicke sich maßen, ehe die Gitter der Helme sanken.

Freund! Jüngerer Bruder! — so flogen Gedanken eines Königs Stirn hindurch, als der Gegner ihn ansprang — warum muß ich Dich zu Mann und Tod schlagen — — dann klirrten Schwertschläge auf seinen gebuckelten Schild — er stieß vor: aber dann stand er — Erzbild — Wind rauschte Sieg im Helmibusch. —

Der andere warf die bewehrten Arme hoch — rotes Blut schoß rauchend endlos zwischen Brustpanzer und Halsstück — er fiel zum Bodenlosen. — —

Unbeweglich standen die Heere. Denn, was sich jetzt ereignete, war unerhört neu, fürstlich schön:

Der Sieger beugte sein Knie, rasender Schmerz preßte sein Herz. Er tat Schwert, Schild und Helm von sich — sein langes Blondhaar verbarg den Kopf, der vornüber auf die Brust des Toten fiel — es verbarg auch sein Weinen — aber Zehntausende sahen des Königs Schultern stoßweise zucken.

Als der König langsam, erst taumelnd, dann beherrscht sich erhob, war sein Gesicht weißer Marmor, darin nur die Augen flammt — er hob den Bruder auf beide Arme und schritt, Totenklage anstimzend, auf die Geschwader des Feindes zu.

Sonne brach durch dunstigen Morgen — lautlos öffnete sich vor dem Schreitenden eine Gasse, gebildet von geschienten Kriegern — Banner wehten verloren. Und die Gasse schloß sich nicht — das eigne Heer, gewillt zum Ansprung, hielt noch immer, als habe ein Höherer sie gebannt.

Am Ende des Weges aber leuchtete auf ein Zelt, weiß im Frühlicht, umbraust von königlicher Standarte.

Ein Greis stand hochgereckt vor seinem Eingang. Angetan mit dem Purpur. Da der Sieger auf ihn zuschritt, griff seine Hand zum Schwertknauf — da aber dieser den erschlagenen Königsohn ehrfürchtig zu Füßen des Vaters bettete — da sank die Hand — zwei Augenpaare griffen lodernd ineinander — besiegt von sich selbst, vom größern Gegner, vom Größten, dem allumfassenden Tod. — —

Banner rauschten hüben wie drüben Klage zur dampfenden Erde. — Hier war Grenze der Menschen, Ursprung und schweigendes Ende und königlicher Anfang zur Unendlichkeit.



### *Das Modell.*

*Von H. H.*

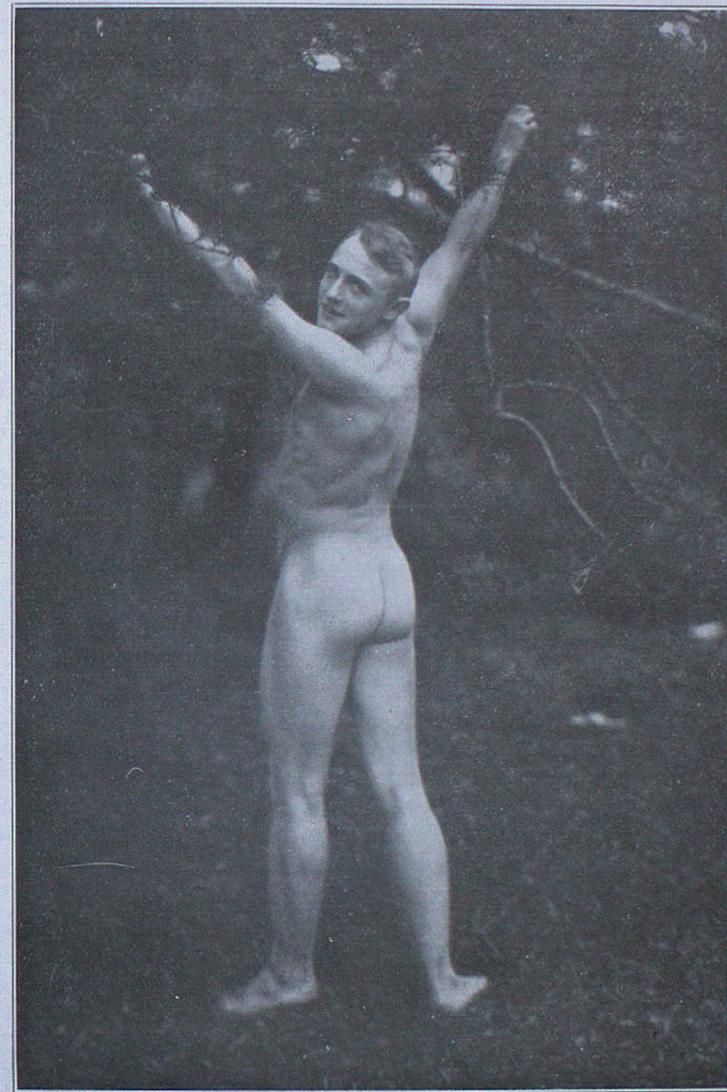
Zu der Zeit als ich in München studierte, bewohnte ich unweit der Akademie eine kleine bescheidene Wohnung mit einem Atelier. Hoch oben im fünften Stock lag sie, in einem alttümlichen Hause, wie man sie oft abseits der Hauptstraßen in den Großstädten findet. Die Bewohner des Hauses kümmerten sich nicht umeinander und auch meinen Nachbarn, einen Kollegen, der gleich mir sein Atelier da oben hatte, sah ich nur ab und zu und das ganz flüchtig. Wir waren einander in der Mensa kurz vorgestellt worden, das verpflichtete natürlich auch zu einem Gruß, sonst war aber nie eine weitere Unterhaltung zustande gekommen. Außerdem erschien er mir als ein stiller, schüchterner Mensch, der absolut nicht das Bedürfnis nach irgendwelcher Geselligkeit in sich trug.

Umsomehr war ich erstaunt, als es eines Tages ziemlich stürmisch an meine Tür klopfte und ich beim Oeffnen meinen Nachbar vor mir stehen sah:

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe“, war seine Rede, „Aber ich muß jemanden haben, dem ich mich mitteilen kann. Bitte kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas, was Sie noch nie gesehen haben.“

Ich schloss meine Wohnung ab und folgte ihm, neugierig, was mich da erwartete. Das erste, was mir beim Eintritt in sein Atelier auffiel, war eine peinliche Ordnung und Sauberkeit, so ganz und garnichts von der sonst gewohnten Bohemienumgebung.

„Bitte treten Sie näher und betrachten Sie das da. Sagen Sie zunächst nichts, lassen Sie es erst auf sich wirken und dann sprechen Sie.“



ADOLF BRAND / Rückenakt

Bei diesen Worten schob er mir einen Stuhl hin, ich setzte mich und hatte nun Muße genug, die mir dargebrachte Ueerraschung zu betrachten. Ich muß gestehen, daß unsereinem durch die Akademie zur Genüge nackte Menschen, Modelle, vor Augen geführt werden, das aber was ich hier sah, war das schönste und herrlichste was ich je gesehen hatte. War Adonis lebendig geworden? Standen die griechischen Werke auf? Ein Jüngling, siebzehn Jahre,

stand auf dem Podest, nackend. Es fehlen mir die Worte, das Ebenmaß der Glieder, die Farbe der Haut, das edel geformte Gesicht zu beschreiben. Ich saß zunächst still, ganz und gar in den Anblick dieses Götterjünglings versunken. Nach einem großen Schweigen sagte ich zu meinem Kollegen:

„Sie haben recht, es ist der vollendetste Körper den ich je sah. Ich danke Ihnen herzlich für diesen Genuss, den Sie mir gegeben haben.“ Er wehrte lächend ab.

„Wie kommen Sie zu diesem Modell?“ fragte ich weiter.

„Ersparen Sie mir die Antwort“ erwiderte er mir. „Und bitte sprechen Sie zu niemanden darüber, ich allein möchte nur mit ihm arbeiten, es soll ihn kein anderer haben.“

„Ich hätte gern einige Skizzen von ihm gemacht“ sagte ich: „Nein, nein das dürfen Sie nicht, ich will ihn ganz allein malen und zeichnen.“

Innerlich mußte ich lächeln über seinen Eifer und zog es vor, mich zu verabschieden. — — —

Wochen vergingen, ich sah weder meinen Kollegen, noch war es mir möglich, einmal den jungen Menschen zu erwischen, den ich mir gar zu gerne für einige Sitzungen gekapert hätte.

Draußen herrschte grimmige Kälte, Schneesturm. Ich war froh, unter Dach und Fach zu sein und war gerade bestrebt in meinem Ofen eine Höllenglut anzufachen, als ich einen Schrei hörte, der mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Dann Totenstille. In der Annahme, es sei etwas passiert, lief ich auf den Gang hinaus und pochte an der Tür meines Nachbars. — Stille. — Ich pochte wieder, endlich kamen schlürfende Schritte, er öffnete. Was mußte ich erblicken? Eine bleiche, zusammengefallene Gestalt, mit Augen, die nichts Natürliche an sich hatten.

„Haben Sie den Schrei ausgestoßen?“ fragte ich.

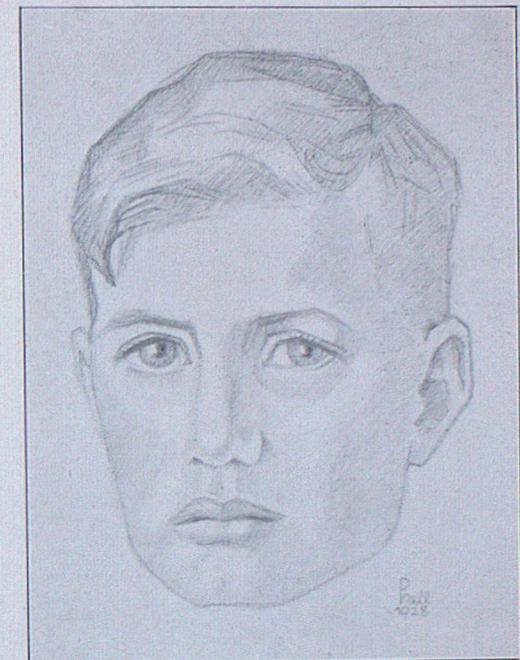
Mit einer tonlosen Stimme antwortete er: „Ach Sie sind es! Bitte treten Sie ein. — Nehmen Sie Platz, ich will Ihnen erzählen. Nein lesen Sie erst diesen Brief“ und dabei reichte er mir nachstehende Zeilen.

„Du! Ich gehe von Dir, sei mir nicht böse. Ich weiß, daß ich Dir gehöre, aber Deine Liebe erdrückt mich. Ich habe noch nie in meinem Leben Liebe empfangen, weiß deshalb auch nicht, ob ich Dir alles so vergelte, wie ich müßte, und deshalb gehe ich. Suche nicht nach mir, ich bin nicht zu finden. Ich verabscheue den pöbelhaften Strich, das Wasser, das häßlich macht, das Gift, das zerfrißt. Ich werde wandern und irgendwo mit den Gedanken an Dich einschlafen im Schnee, um nie wieder aufzuwachen. Ich habe nur Dir gehört, das mag Dich trösten; aber es war doch nicht die Liebe, die notwendig ist, zu erlösen. Dein Junge.“

Als ich fertig gelesen hatte, sah ich ihn fragend an.

„Sie sind erstaunt“ begann er seine Rede „aber ich halte Sie für einen aufgeklärten Menschen und einen anständigen Charakter und deshalb will ich mich Ihnen offenbaren. — Ja ich war es, der diesen Schrei ausstieß, als ich den Brief fand, den Sie soeben gelesen haben. — Was soll ich tun? — Er ist fort! — Wo soll ich ihn suchen? — Ich liebte ihn, er liebte mich! — Das schreibt er doch, daß er mich liebte? — Warum ist er fort? — Was er mir gab, genügte mir doch!“

Das letzte hatte er alles vor sich hin gesprochen, nun fuhr er auf, sah mich an und sagte: „Entschuldigen Sie, wenn ich abschweife. Ich weiß ja nicht, wo mir der Kopf steht, der Schlag ist zu schwer. — — Sehen Sie, ich stehe ganz alleine auf der Welt, das heißt, Angehörige habe ich noch, aber die haben sich von mir losgesagt, den Grund werden Sie sich denken können. Sie wollten solch einen nicht in ihrer Familie haben. Ich bin stets allein gewesen und habe nie Gesellschaft gesucht, bis zu dem Tage, wo ich ihn sah. Er stand an einer Straßenecke und sah mit hungrigen Augen auf das Gewühl, das an ihm vorbeizog. Als ich diese Augen gesehen hatte, kam ich nicht mehr los von ihnen, mit Gewalt zogen sie mich an. Er merkte es; er folgte mir, wir lernten uns kennen. Elternlos, heimatlos, auf der Suche nach Arbeit. Ich bot ihm welche, indem er mir modellstehen sollte, und er ging mit. Die erste Stunde haben Sie selbst erlebt, als ich Sie herüberrief. — Ich malte ihn, sehen Sie sich um: nur er und immer wieder er. Seinen Kopf, seine Hände, seinen Körper, alles habe ich gemalt, denn ich liebte ihn. Lachen Sie mich nicht aus, wenn ich sage, ich liebte ihn, er war wirklich das Höchste, Einzigste für mich. — Nun ist er fort, weil er meint, mir meine Liebe nicht so vergelten zu können, wie es sein müßte. Er brauchte nicht zu gehen, er gab mir ja so unendlich viel, und ich war zufrieden damit. Wo soll ich ihn jetzt suchen? Sagen



HELL / Knabenbildnis

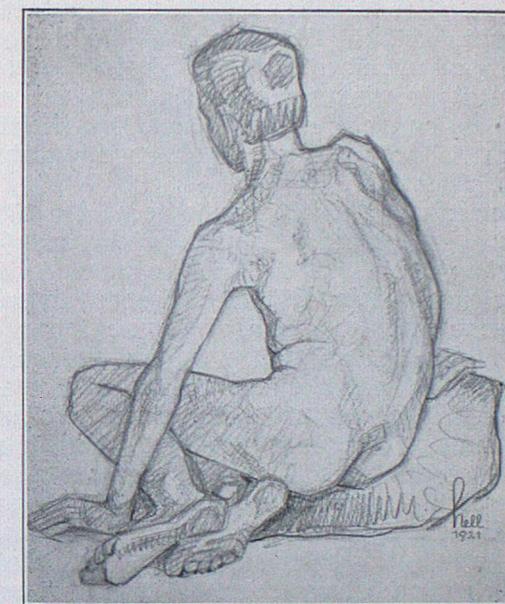


HELL / Knabenbildnis

Was sollte ich hier tun? Helfen konnte ich nicht und sobettete ich den unaufhörlich weinenden auf den Diwan, sagte ihm noch einige tröstende Worte und ging. Durch die dünnen Wände hörte ich noch eine zeitlang das Schluchzen, dann war es still; er schien sich beruhigt zu haben.

Am nächsten Tage klopfte ich an seine Tür; alles still. Vielleicht war er fort, oder er wollte nicht öffnen. Nach einigen Tagen erschien ein Beamter bei mir, der sich sehr eingehend nach meinem Nachbar erkundigte, und durch ihn erfuhr ich dann die traurige Tatsache. In einem Alpendorf hatte man die Leiche eines erfrorenen jungen Mannes gefunden, in dessen Taschen sich nichts weiter als die Visitenkarte meines Kollegen befand. Am selben Tage griff man im Nachbardorf einen Menschen auf, der von Haus zu Haus ging und nach einem jungen Gott fragte, der mit den Gedanken an ihn den Tod suchte. Sagten ihm die verwunderten Bauern, daß sie einen solchen nicht gesehen hätten, dann breitete er sämtliche Bilder, die er von dem Jungen gemalt hatte, aus, und wenn man dann noch immer verneinte, fing er herzzerbrechend zu weinen an. Mein armer Kollege war geisteskrank geworden.

Ich habe ihn dann später einmal im Irrenhause besucht. Er kannte mich nicht mehr, aber gleich erzählte er mir von seiner letzten Liebe, die mit dem Gedanken an ihn im Schnee für immer schlafen gegangen war. Der Chefarzt meinte, das müßten sich die Aerzte und Wärter jahraus, jahrein täglich erzählen lassen, täten sie das nicht, bekäme er Tobsuchtsanfälle.



HELL / Rückenakt

## Nackttänze

Es gibt im Menschenleben oft nur ein Erlebnis, das entscheidend wird zur Wendung, zur Neugestaltung des Lebens. So sehr das Leben sich kontinuierlich aus unendlich vielen Einzelerindrücken aufzubauen scheint, können wir doch zuweilen etwas wie einen plötzlichen Bruch, eine Biegung der Linie nach oben oder nach unten feststellen. Bei Buddha, bei Paulus, bei Augustin ist uns eine solche augenblickliche Sinnesänderung und Umgestaltung des Lebens von Grund auf überliefert; bei diesen aber bog die Linie nach oben, doch wir wissen selten etwas von den unglücklichen Menschen, bei denen sie, durch ein einmaliges Erlebnis bedingt, jäh nach unten sich wendet zum langsamem oder schnellen moralischen und geistigen Verfall. — — —

Es war in einer naßkalten Novembernacht, als ich mit meinem aus der Provinz zugereisten Vetter Harry ein wenig bezecht aus einem nördlichen Weinlokal Berlins kommend, zum Bahnhof Friedrichstraße ging. In der Nähe des Oranienburger Tores bogen wir in eine kleine Seitengasse ein, als uns aus einem Torwege ein Mann entgegen trat, die Sportmütze tief im Nacken, den Kragen eines wie mir schien sehr alten und schäbigen Mantels hoch über die Ohren geschlagen. Er sagte mit einer durchaus diskreten, baritonalen Stimme: „Nackttänze gefällig?“ Als ich mir den Anschein gab, als beachtete ich ihn nicht, wiederholte er die Worte. Doch, da ich rasch vorübergehen wollte, zwang mich irgend — etwas, in sein Gesicht zu sehen, auf das der Schein einer Gaslampe fiel. Und da wußte ich sofort, daß ich dieses Gesicht kannte, trotzdem es sich unerhört verändert hatte. Die strenge Falte von Nase zu Mund, die tiefen Linien auf der Stirn und die Striche über den Augenbrauen machten es hart und brutal, nur die großen blauen Augen schienen noch etwas von dem verträumten Schimmer und dem ehmals kindlichen Leichtsinn zu haben. Kindheitsbilder tauchten auf: Ich sah das Meer, an dem ich als Knabe mit ihm gespielt hatte, weite ruhige Flächen, viel leuchtendes Blau im Glanze früher Morgen-sonne; ich spürte den Wind, herrlich kühlen Seewind bei dämmern-dem Abend. Ich sah den Schwarzwald, den Feldberg, den wir in der Starre einer blauen Winternacht auf unseren Skien erklimmen hatten. Vielleicht war es der Weinrausch, der in mir diese Bilder in großer Fülle erstehen ließ.

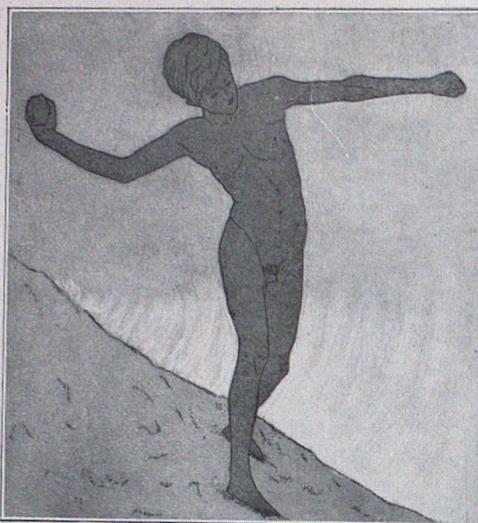
Ich zog Harry in den Torweg und da ging er auch schon, Bert von Biel, mein einstiger Freund, uns voran. Er führte uns über einen dunklen Hof, in einen kellerartigen Raum und verschwand sofort, ohne mich erkannt zu haben. Ich aber wagte es nicht, ihn anzureden.

Als Harry und ich uns jetzt in dem Keller befanden, der von Dirnen, Zuhältern, Strichjungen und einigen Kavalieren gefüllt war, zog ich Harry an einen abseits in einer Ecke stehenden Tisch. Wir setzten uns und Harry sprach sein Erstaunen über meine plötzliche Abenteuerlust aus. Doch da sagte ich ihm, daß ich in der unheimlichen Gestalt am Torwege einen früheren Jugendfreund erkannt hätte und nun von einer unheimlichen Gewalt dazu getrieben würde, seiner Aufforderung zu folgen.

Bert von Biel war der Sohn eines reichen Kommerzienrats. Seine Mutter aber, eine sehr schöne Frau, stammte aus der Pariser Halbwelt. Er hatte seine Eltern früh verloren, machte nach seinem Abitur und Dienstjahr den Krieg als Offizier mit. Dann hatte ich lange von ihm nichts mehr gehört, doch hoffte ich vielleicht hier von seinen Genossen etwas aus seinem späteren Leben zu erfahren, das ihn bis zu dieser Stufe heruntergebracht hatte. Ich sah mir die Leute meiner Umgebung an, die auf mich nicht achteten, da sie alle auf ein nacktes Weib schauten, das oben auf der Bühne in seltsamen Rhythmen und grotesken Glieder-verrenkungen sich diesen Menschen preisgab. Bald gewahrte ich aber einen jungen Mann, der, als Biel wieder eingetreten war, mit ihm vertraulich sprach und sich dann nicht weit von uns niederließ. Es gelang mir, ihn an unsern Tisch zu bitten, und, da ich mit Wein und Zigaretten nicht sparte, konnte ich bald von ihm die gewünschten Auskünfte erhalten. Ich meinerseits wußte soviel kleine Einzelheiten aus Berts früherem Leben, daß ich schnell das Vertrauen des fremden jungen Mannes gewann. Und nun erzählte er von dem entscheidenden Wendepunkt und jähnen Abstieg in Berts Beben. Wie er als Offizier in Frankreich eine Frau von berückender Schönheit kennen gelernt hatte, wie er ihr vollkommen verfiel, fahnenflüchtig mit ihr nach Schweden eilte. Dann



OSKAR JUST / Tänzer



OSKAR JUST / Steinwerfer

er am leichtesten mit den kessen Jungen fertig. Die Weiber waren ihm nur noch Lustobjekt, er schlug sie gern aus sadistischem Triebe.

Stundenlang saß ich so in diesem Kellerraum, in dem es nach Zigarettenrauch und schlechtem Fusel roch. Die meisten Gäste waren schon fortgegangen, aber ich hörte noch immer bei dem düsteren Lichte einiger abgedämpfter Lampen meinem jungen Tischnachbarn zu, der in seiner frischen, derben Proletarierart mit mir plauderte. Er war nicht uninteressant in seiner vitalen, urwüchsigen Gerissenheit. Er erzählte mir von mancher „duften“ Sache, die er „gedreht“ hätte, unter anderm auch von seinem Vertrieb von Morphium und Kokain. All dieses jedoch ging an mir vorüber, ich dachte nur an das eben über Bert gehörte nach. Ich sprang auf — als plötzlich in der Tür drei Männer erschienen: Kriminalpolizei. Wir wiesen uns aus und verließen den Raum. Jupp drückte mir zum Abschied herzlich die Hand. Einige der andern aber, darunter auch Bert von Biel, wurden mitgenommen. Widerstand seinerseits wäre sinnlos gewesen. Ich sah nur noch, wie er, ein wenig vornüber gebeugt und gesenkten Blickes, wie er schon als Knabe zu gehen pflegte, wenn er traurig war, den Beamten folgte.

Ich nahm mit Harry einen Wagen und fuhr nach Hause. Wir sprachen kein Wort. Kein Stern stand am Himmel. Der Regen, dieser trostlose Novemberregen, ging in Strömen nieder.

Kyrill

als sie ihn verließ, in großes Elend geriet und jetzt hier in Berlin ein Zuhälterleben führte. Wie bei vielen Männern seiner Art, sei in seinem Wesen eine Mischung von großer Grausamkeit und Gutmütigkeit, Härte und Weichheit, die namentlich die Frauen fasziniere. Wenn Jupp' so nannte sich mein Tischgast, mit ihm von Kindheit sprach, konnte er weinen, namentlich in Erinnerung an seine Mutter und an die frohen Spiele mit mir. Wenn es aber Krach gab, wurde

### *Im Schutze des Eros*

Ein Lehrer- und Schüler-Roman von Fritz Mossdorff

Die ziemlich langweilige, aber sehr patriotische Rede des Professors war verklungen. Man atmete auf, denn es waren nur noch zwei Gedichtvorträge von Tertianern zu erwarten und ein mehrstimmiges Lied, das der Gesangslehrer seit Wochen täglich eingeübt hatte. Fritz Seubert, der Oberprimaner, blickte gelangweilt auf seine silberne Taschenuhr. Er wäre viel lieber mit seinem Freund Philipp Zirngiebel Schlittschuh laufen gegangen, aber man mußte die Kaiserfeier mitmachen, da gab es kein Ausweichen. Inzwischen hatte ein schlanker, dunkelblonder Junge zu deklamieren begonnen. „Die Trompete von Vionville“. Fritz Seubert horchte mit steigender Anteilnahme auf: diese von innerer Leidenschaft bebende Stimme, dieses fast erschütternde Mit-leben, dieses fast vollendete Beherrschen der Sprachtechnik trotz einer noch knabenhaft hellen und weichen Stimme, das alles war in den nüchternen Hallen einer Gymnasiumsaula der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts etwas ganz ungewöhnliches. Als der Junge mit gesenkter Stimme leise schloß: „und wir dachten der Toten, der Toten“, da konnte Fritz Seubert nicht verhindern, daß ihm zwei Tränen in den Augen standen. Immer, so oft er sich in späteren Jahren an diese Kaiserfeier erinnerte und grübelte, warum er damals geweint habe, war ihm ganz klar, daß er nicht um die so lange schon verschmerzten Toten der Schlacht von Vionville, sondern um ganz, ganz anderer Dinge willen jene Tränen vergossen hatte.

Wie ein Traumwandler verließ Fritz Seubert unter den übrigen Primanern die Aula, nachdem der patriotische Schlußchor verklungen war. Immer noch glaubte er die weiche, süße Stimme jenes Knaben zu hören, die Stimme voll unbewußter Leidenschaft und tiefem Weh, das um Ausdruck ringt.

„Na, was bist du denn so verstimmt“, fragte auf dem Heimweg durch die dunkelnden, mit gefrorenem Schnee bedeckten Straßen Philipp Zirngiebel seinen Freund, der stumm neben ihm her lief.

„Weißt du, wer der Tertianer war, der das zweitletzte Gedicht vorgetragen hat?“ frug Fritz statt jeder Antwort.

„Ach der, der so affektiert vorgetragen hat? Den meinst du doch?“

„Wieso affektiert?“ fragte Fritz scharf, „ich finde, wenn einmal einer wirklich so vorträgt, wie es sein müßte, dann kann man das doch nicht affektiert nennen.“

„Na, wie du willst, nenn es meinewegen genial, ich halte es jedenfalls für affektiert, und der Erich Weber, des es vorgetragen hat, ist auch ein ziemlich eingebildetes, affektiertes Bürschchen, das sagen alle seine Klassenkameraden.“

„So, der Erich Weber war das? Dann begreif ich alles“, unterbrach Fritz seinen Freund, ohne seine Kritik zu beachten.

„Kennst du ihn denn“, fragte Philipp forschend.

„Ob ich ihn kenne! Das heißtt, nicht persönlich. Du weißt, ich besuche öfters die Vorspielabende des Konservatoriums, und da spielte ein Erich Weber ebenso genial, wie er heute vorgetragen hat, eine Nocturne von Chopin. Aber, du bist ja nicht musikalisch, und so kann ich dir das nicht gut erklären.“

„Nein, da hast du recht, ich bin weder musikalisch noch genial, und kann affektierte Menschen, besonders in kurzen Hosen, nicht verputzen“.

„Du bist und bleibst eben ein Philister“, schloß Fritz halb im Ernst, halb mit gutmütigem Lachen diese ihm unangenehme Erörterung.

Erst nach Verlauf von Wochen begann Fritz Seubert zu ahnen, was er in der sonst so belanglosen Kaiserfeier eigentlich erlebt hatte. Alles, was vor diesem Erlebnis lag, kam ihm wie ausgelöscht, wie ganz sinnlos und unwichtig vor. Erich Weber, das war von nun an der einzige Sinn und Zweck des Daseins. Da die Obertertia, der Erich angehörte, gegenüber der Oberprima lag, so hatte Fritz Gelegenheit, den angebeteten Knaben täglich und oft zu sehen. Und doch ging es ihm jedesmal wieder wie ein süßes Beben durch die Glieder und sein Herzschlag stockte, wenn der dunkelblonde Knabe mit den großen sinnenden Augen ihm etwa zufällig allein auf dem Gang oder sonstwo entgegen kam und die Augen zu ihm aufschlug. „Warum habe ich nur nicht den Mut, irgend ein harmloses Gespräch mit Erich anzuknüpfen? dachte er immer wieder. Aber jedesmal drohte seine Stimme zu versagen, die Knie zitterten ihm, so oft er die feine, schlanke Gestalt im eleganten modernen Matrosengewand in seiner Nähe erblickte.

Erich Weber ahnte zunächst nichts von der Verehrung, die ihm der Oberprima Seubert entgegenbrachte. Aber als einziges Kind einer hochkultivierten ersten Kaufmannsfamilie hatte er trotz seiner 15 Jahre schon so viel Gewandtheit im Verkehr mit Erwachsenen erlangt, daß er nichts dabei gefunden hätte, wenn ein Prima einen Verkehr mit ihm angeknüpft hätte. Auch blieb es ihm schließlich doch nicht ganz verborgen, daß dieser Seubert ihn stets so eigentümlich anschaute und dabei meist rot wurde. Der Zufall tat ein übriges.

Schon waren die gefürchteten Tage des schriftlichen Abituriums vorüber, gefürchtet von den andern, nicht von Fritz Seubert, dem Klassenprimus, der damals in sein Tagebuch schrieb: „Wie belanglos ist dieser ganze Abituriumszauber gegenüber der Tatsache, daß ich nun seit vier Monaten den Erich liebe, anbete, vergöttere und es immer noch nicht gewagt habe, ihn auch nur anzureden!“

Plötzlich war der Sommer gekommen, vorzeitig früh, wie es so oft, mitten im Mai. Und wer es sich leisten konnte, setzte sich nachmittags in einen der schwülen, dumpfigen alten Wagen des Badezuges, um an den nahen Fluß zu fahren und dort zu baden. Fritz Seubert war schon mehrere Male mitgefahreng, hatte sein heißes Blut im kalten Fluß gekühlt und lag dann träumend oder in den Schriften Schumanns lesend im Grase am rauschenden Wasser. Da, es war am 25. Mai — niemals vergaß

Fritz Seubert dieses Datum — geschah es, daß Fritz, der etwas zu spät kam, sich grade noch in ein schon stark gefülltes Abteil hineindrängte und, wie er sich umsaß, neben sich, ebenso zwischen erhitze badelustige Menschen eingekettet, seinen geliebten Erich erblickte, der lächelnd zu zu ihm aufsah.

Es würde eine Untersuchung lohnen, was Menschen in den Augenblicken, die sie später für die bedeutungsvollsten ihres Lebens erklären, zu einander sagen. Wahrscheinlich würde da viel Lächerliches herauskommen. Fritz Seubert, der jetzt endlich den Mut aufbrachte, den Knaben anzureden, wozu ihn sichtlich des Knaben zutrauliches Lächeln gebracht hatte, stotterte die wenig geistreiche Frage: „Du, du gehst wohl auch baden?“ Erich bejahte sofort und verstand alsbald ein gewandtes Gespräch mit dem so lange schon interessant gewordenen Prima an zu spinnen. Fritz, zitternd von unnennbarer Seligkeit, fand nicht Worte genug, um dem Geplauder des lebhaften Knaben zu folgen. Ihm zuliebe hätte diese Fahrt im überheissen, stickigen, überfüllten Eisenbahnwagen bis ans Ende der Tage dauern können. Erich plauderte naiv harmlos von der großen Hitze, von der Schule, die so geizig mit den Hitzferien sei, fragte interessiert nach dem Abitur und seinen Schwierigkeiten. Jedes noch so belanglose Wort aus diesem blühenden Knabenmund und von dem holden weichen Klang der hohen Stimme war für Fritz Seubert gleich Glockenklang am Weihnachtsabend.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages schrieb Fritz Seubert u. a. in sein Tagebuch: „... Ich brannte darauf, meinen Erich nackt zu sehen. O, er ist schön, lieblich in der zarten Anmut seiner Knabenjahre. Ich mußte diesen jungen herbschlanken Leib immer wieder mit meinen geliebten griechischen Statuen, vor allem mit Werken des Praxiteles vergleichen. Aber wer hält eine Vergleichung mit diesen Götterbildern aus? Und doch ist mir der lebende Erich tausendmal verehrungswerter als alle griechischen Statuen! Ich habe ein Recht, von „Verehrung“ zu reden. Denn jeder andere Wunsch, vor allem die Sinnlichkeit, die mich oft in wachen Sehnsuchtsnächten quält, schwindet vor seiner Gegenwart dahin wie die Wolken vor der Sonne. Und doch liebe ich ihn heiß, glühend, wahnsinnig, um dies abgedroschene Wort zu gebrauchen. Ich möchte für ihn sterben können. — Er erwider meine Neigung, wie sie eben so ein Junge erwider kann. O Schicksal, oder soll ich sagen, o Gottheit? Erhalte mir den Geliebten bis ans Ende! Mit diesem Gedanken schließt ich heute ein. Und von nun an kennen wir uns, dürfen ungeniert mit einander reden, mit einander bummeln, mit einander in die Oper gehen, die er, wie ich, über alles liebt, kurzum, wir sind Freunde! Was wird jetzt der brave Philipp sagen!? Mag er sagen, was er will, ich liebe, ich liebe und werde geliebt!“

Um ganz zu verstehen, wie diese nicht ganz alltägliche Leidenschaft gleich einem Frühlingssturm über den bisher so korrekten, von den Kameraden als „Streber“ bezeichneten Prima hereinbrach, darf man nicht außer Acht lassen, welchen Verhältnissen er entstammte. Als

einziges Kind eines engherzigen kleinen Beamten hatte er schon in jungen Jahren seine geliebte, ihren Mann geistig weit überragende zarte Mutter verloren und war bald unter die trockene, biedere, aber gefühlsskalte Leitung einer Stiefmutter gekommen, die so recht zu dem spießbürgerlichen Wesen seines Vaters paßte. Mit vereinten Kräften bemühten sich die Eltern, streng und bisweilen etwas pedantisch aus ihrem einzigen Sohne einen „tüchtigen“ Menschen zu machen. Da Fritz von Natur eher zu weich undträumerisch als knabenhaf wild war, gelang das Erziehungswerk ohne viel Prügel, aber auch ohne jede wirkliche Liebe. So entwickelte sich Fritz zwar zu einem braven Musterschüler, der vor jeder schlechten Zensur zitterte, dem aber auch jede bubenhaft kräftige Aeußerung der Lebensfreude versagt war. Schon früh hielt er sich an ähnliche Kameraden. Es schien fast, als ob alles, was diesem jungen Herzen daheim an warmer Liebe fehlte, sich mit doppelter Kraft den Kameraden zuwandte. So hatte Fritz nach mehreren, weniger dauerhaften Freundschaften sich an den biederer und ihm wenigstens in äußerer Streberei verwandten Beamtensohn Philipp Zirngiebel angeschlossen. Aber mit den Jahren empfand er mehr und mehr eine gewisse innere Leere bei diesem Verkehr. Schon äußerlich entsprach der untersetzte schwarzhaarige Philipp mit seinen dicken Negerlippen nicht grade dem Ideal eines Freundes, wie ihn Fritz sich erträumte. Als man vollends mit der Lektüre der deutschen Dichter begann und Gestalten wie Posa vor dem innern Auge des Freundschaftsschwärmers ein erhabenes Bild solch geträumter und im stillen ersehnter Ideale vorzauberten, da begann sich das Band, das die beiden Jünglinge umschlang, zu lösen. Philipp fand den Posa „übertrieben“, „unnatürlich“ und konnte viel eher die Liebe des Carlos zu seiner jungen Stiefmutter begreifen. Fritz tat solche Erörterungen kurz ab mit den Worten: „Du bist und bleibst ein Philister“. In jenem Jahre lernte Fritz anlässlich der Platonlektüre in der Schule das Symposium in deutscher Uebersetzung kennen! Er verschlang die Schrift in einer Nacht mit glühenden Augen und klopfendem Herzen. Es war ihm, als ob plötzlich von dem Lande, das er bisher nur wie im Traum und mit vielen Nebeln bedeckt, gesehen hatte, der Schleier weggezogen würde, also daß es strahlte im Morgen- glanz seiner ewigen Schönheit. Herrgott, so waren also die Griechen! Menschen von einem unfaßbaren Adel und nicht bloß Leute, die einander immer und ewig bekriegten und mordeten wegen oft so erbärmlicher Ländergewinne und dergl. Er kaufte sich sofort den griechischen Urtex und ließ ihn zusammen mit der trockenen Reclamübersetzung in schönes blaues Leder binden, wofür er sein gesamtes monatliches Taschengeld opferte. Und dann las er sich mit wahrem Feuereifer in den schwierigen Grundtext ein und studierte die<sup>1</sup> Schrift emsiger, denn mancher Pfarrer sein Testament. Vor Philipp hielt er all diese Dinge streng geheim. Der würde ja doch nur spotten.

Auch seine neue Freundschaft mit Erich Weber suchte er zunächst vor Philipp zu verbergen, in dem dunklen Gefühl, daß dabei etwas war,

was dem innersten Wesen des braven bürgerlichen Philipp widersprach. Er selbst hielt dies Verhältnis zu dem vier Jahre jüngern Knaben für ein wunderbares Lebendigwerden dessen, was er im Symposium gefunden hatte. Unter dem „Sichhingeben“ des Knaben an den Liebhaber stellte er sich nur die harmlose Umarmung, den brüderlichen Kuß vor. Nicht als ob ihm schlaflose Nächte nicht etwa andere, kühnere, tollere Bilder vorgaukelten, auch nachdem er nun des Knaben Bekanntschaft gemacht hatte — aber nur mit einem gewissen Grauen und tiefer Zerknirschung vermochte er an solche wilden Bilder und Phantasien zu denken, wenn er dann wieder das naiv harmlose Geplauder, das kindlich reine, unverdorbene Lachen des Knaben hörte, der sich ganz arglos mit dem älteren Freund in den Pausen puffte, wie es die anderen auch machten. Philipp jedoch entdeckte bald, vielleicht aus einer Art Eifersucht, den wahren Sachverhalt. Auf einem ihrer üblichen täglichen Spaziergänge durch den Stadtpark begann er unvermittelt: „Sag mal, wie stehst du nun eigentlich mit dem jungen Erich Weber, deinem Ideal?“

Fritz errötete und wollte ausweichen. Doch Philipp fuhr fort: „Daß ihr euch kennt, das weiß ich schon lang. Ich hab mich nur gewundert, daß du mir nie was davon gesagt hast, du Duckmäuser!“

„Nun, wenn du das schon weißt, erwiderte Fritz gereizt, was fragst du mich denn? Wie ich stehe? Gut! Er ist mein junger Freund. Was weiter? Kann man nicht auch mal 'nen Tertianer zum Freund haben?“

„Zumal, wenn er so ein hübscher Bengel ist!“ Bemerkte Philipp nicht ohne Bissigkeit.

„Wie meinst du das?“ brauste Fritz auf.

„Was schreist du denn so? Reg dich doch nicht so auf! Wie ich das meine? Nun, ganz wörtlich. Du würdest doch mit einem häßlichen Bub keine solche Freundschaft schließen! Stimmts?“

„Nun ja, und was weiter?“ fragte Fritz zögernd.

„Was weiter? Lieber Fritz, seien wir doch offen, wie es sich zwischen zwei langjährigen Freunden ziemt. Erinnerst du dich nicht, wie unser Professor neulich, als mal so 'ne Stelle über die Knabenliebe vorkam, ich weiß nimmer, wo, uns warnte und sie als ein greuliches Laster bezeichnete, an dem schließlich die ganze antike Kultur zugrunde ging? Ich will ja nun keineswegs auf das Urteil unsrer Herrn Lehrer schwören, beileibe nicht — aber darin hat er doch recht: diese Knabenliebe ist etwas ebenso Unnatürliches wie Abstoßendes gewesen, und wer einmal diesem Laster verfiel, der war reif für den Untergang.“

Fritz hatte den Freund ruhig ausreden lassen, dann blieb er vor ihm stehen und fragte triumphierend: „Kennst du das Symposium des Platon?“

„Gewiß, hab ich auch da mal hineingeschmeckt, soweit es mir nicht zu fad war. Aber das widerlegt doch unsren Professor nicht, im Gegen teil! Sogar ein Mann wie Platon und Sokrates waren von diesem antiken Laster nicht ganz frei! Doch, das mag ja Auffassungssache sein. Wir

Heutigen sind aber doch keine alten Griechen mehr, und was damals so halb und halb erlaubt war, wird heut mit Gefängnis bestraft!"

"Mit Gefängnis? — eine ideale Freundschaft? Ich glaub, du bist verrückt geworden! Den Paragraphen mußt du mir erst zeigen, ehe ich ihn für möglich halte!" rief Fritz mit empört funkeln den Augen.

"Ach, jetzt stellst du dich aber wirklich dumm! Oder bist du am Ende noch? Bei der Knabenliebe handelt es sich nicht um ideale Freundschaft, sondern um ganz gemeine Sauerei! Das mußt du doch wissen, oder bist du wirklich noch so naiv?"

"Das bin ich nun doch nicht, aber auch du mußt zugeben, daß das, was Leute wie Platon unter Knabenliebe verstanden haben, etwas ganz Anderes war, als was man etwa im griechischen Volk ausgeübt haben möchte. Auch heute ist doch zwischen Liebe und Liebe ein himmelweiter Unterschied". Fritz hatte sich in großen Eifer hineingeredet, denn er glaubte seinen Freund von der Schönheit dessen zu überzeugen, was ihn nun seit Monaten durchglühte und nicht schlecht war, wie er mit tiefster Freude sich täglich sagte. Er ahnte nicht, daß er gegen ein Jahrhunderte altes, tief in der heutigen „christlichen“ Welt verankertes Vorurteil ankämpfte! Philipp zuckte denn auch nur skeptisch die Achseln und meinte: „Sieh mal, ich will dich nicht ärgern, aber im Grunde muß ich dich eben doch bedauern und stelle mir vor, was dir aus deiner sonderbaren Schwärmerei noch für Unannehmlichkeiten erwachsen werden“. Und als ihn Fritz fragend ansah, fügte er hinzu: „Ich meine nicht jetzt und durch den Erich Weber, der ja ein Kind und ja gewiß ein ganz interessanter Kerl ist, aber — später, wenn du vielleicht immer so ähnlich fühlen solltest!“

„Ach was“, schloß Fritz ziemlich unmutig dies Gespräch, „wenn ich wie du schon jetzt immer denken soll, ob mir vielleicht mal dies und das Unangenehme entstehen könnte, da käm ich ja überhaupt zu nichts. Wozu ist man denn jung? Du bist bei allem immer so überlegt und vernünftig. Mir ist diese ewige trockene Vernunft, die ich ja schon von meinem Herrn Vater täglich vorgepredigt bekomme, allmählich so verhaftet geworden, daß ich fast stolz darauf bin, wenigstens in diesem einen Fall mal recht „unvernünftig“ zu sein!“

Philipp hatte darauf geschwiegen, und man bemühte sich, von andern Dingen zu sprechen.

Nun war auch der Tag des mündlichen Abituriums gut vorübergegangen. Wiederum hatte sich die gesamte Schülerschaft mit ihren Lehrern in der Aula des Gymnasiums versammelt zu einer offiziellen Sache. Verabschiedung der Abiturenten. Fritz Seubert hatte diesen Tag, auf den er sich lange Jahre gefreut hatte, zuletzt mit bangen Gefühlen erwartet. Denn er bedeutete ja den Abschied von der Anstalt, die sein Liebstes, seinen Erich, noch längere Jahre festhalten würde. Als Primus mußte er noch zu allem die offizielle Dank- und Abschiedsrede an die Schule halten. Wie leicht wäre es ihm vor Monaten gewesen, ehe er seinen Erich kannte, in schön gesetzten Worten, etwa an-

knüpfend an die Bedeutung der altklassischen Studien für die Entwicklung des Charakters, oder in ähnlich ausgefahrenen Geleisen, seine Redepflicht zu erfüllen! Jetzt aber hatte das Wort „Abschied“ für ihn einen neuen, schweren und düstern Sinn bekommen. So wurde seine Rede erfüllt von tief persönlicher Empfindung, und manch ergrauter Professor dachte bei sich: schau, schau, wie dieser sonst so kühl und siegesgewiß auftretende Junge, dem man tiefergehende Erlebnisse bisher kaum zugetraut hatte, nun auf einmal danach ringt, wärmerne Töne zu finden, als ob er tatsächlich an unsrer Schule mehr gefunden hätte, als ein Mittel, rasch zum Abitur zu kommen. Der greise Direktor aber nickte ein über das andere Mal befriedigt mit dem Kopf, als er Sätze hörte wie die folgenden:

„Was wir Jungen aber eigentlich hier an dieser Anstalt im Innersten an unvergänglichen, unvergesslichen Werten für unser ganzes künftiges Leben erwerben durften und mit hinausnehmen, das kann ich kaum in die rechten Worte fassen. Ist es doch viel mehr, viel Größeres, viel Tieferes, als etwa die Kenntnis dieses oder jenes altklassischen Schriftstellers, dieser oder jener naturwissenschaftlichen Erkenntnis. In letzter Linie sind es doch die Menschen, die hier ihr Bestes uns gegeben haben, die Herren Lehrer und auch so manche liebe Kameraden. Und ihnen allen wollen wir in dieser wehen Trennungsstunde unsren heißen Dank entgegenbringen.“

Niemand beachtete, daß bei diesen Worten Seuberts Blick voll und innig auf dem Tertianer Erich Weber lag, der inmitten seiner Klassenkameraden ziemlich vorne saß und mit seinen großen dunklen Augen wie gebannt am Munde seines älteren Freundes hing. Und niemand ahnte, welch ein Sturm von Empfindungen in der Brust Seuberts tobte, als er nach glänzend vollendetem Rede still dasaß und dem Vortrag eines Schumannschen Chorwerks zuhörte, bei dem Erich Weber eine längere Sopransolopartie zu singen hatte, wobei die Worte vorkamen: „Und die aus der glücklichen Heimat verbannt, sie sehen im Traum nur das Heimatland“.... Würde nicht auch er bald die glückliche Heimat für lange Jahre, vielleicht für immer verlassen, ferne von Erich? Er mußte alle Selbstbeherrschung zusammennehmen, damit ihm nicht heiße Tränen über die Wangen herabperlten.

Dem Abiturentenkommers, der am gleichen Abend stattfand, blieb er fern. Es widersprach seinem ganzen Empfinden, diesen so schweren Abschied durch ein lärmendes Gelage zu „feiern“, wo er viel lieber duftende, dunkelrote Rosen auf ein weißes Marmorgrab gestreut hätte! Philipp Zirngiebel ahnte den wahren Grund seines Fernbleibens und brachte so viel Takt auf, daß er den Freund mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigte.

Am folgenden Tag, des morgens, stand unerwartet Erich Weber vor der Glastüre, um seinen Freund zu einem Spaziergang abzuholen. Er habe ferner den Auftrag, ihn gegen elf zu seiner Mutter mitzubringen, die etwas Wichtiges mit ihm besprechen wolle. Dabei lachte er pfiffig

und meinte auf Fritzens dringendes Fragen, etwas Unangenehmes sei es nicht, mehr dürfe er nicht verraten. Fritz hatte übrigens seit einigen Wochen Zutritt im Haus und der Familie Erichs und war dort wegen seines feinen und stillen Benehmens sehr geschätzt. Nun hatte man von seinem glänzenden Abiturium und seiner ergreifenden Rede gehört, und Erichs Mutter hatte etwas ganz Besonderes mit dem so vertrauenswerten Freunde ihres einzigen Kindes vor.

Daß es wirklich nichts Unangenehmes war, das schloß Fritz aus dem fast ausgelassenen-übermütigen Wesen, das Erich diesmal zur Schau trug. Endlich zeigte die Uhr dreiviertel elf, und Erich schlug vor, nun aber rasch umzukehren — man hatte ein wenig im heißen, dumpfigen Stadtpark gebummelt — denn seine Mutter wolle nicht warten. Fritz merkte, wie wichtig die bevorstehende Unterredung Erich selbst war, und so gingen sie voll Erwartungen zur still gelegenen Gartenvilla des Herrn Großkaufmanns Weber. Erich stürmte voraus, öffnete mit seinem Schlüssel die dunkelgebeizte, mit altertümlichem Schnitzwerk geschmückte Haustür und rief mit bubenhafter Ungeniertheit gleich durch das teppichbelegte Vestibül hinauf: „Mama, wir kommen soeben!“

Fritz hatte grade noch Zeit, seinen Hut dem herbeikommenden Dienstmädchen zu geben, da trat auch schon Erichs hochgewachsene Mutter in einem hellen Sommerkleid aus der Türe eines Zimmers, in dem sie grade gearbeitet hatte, streckte dem immer noch etwas befangenem Fritz lächelnd die Hand entgegen und bat ihn, ihr in den Salon zu folgen. Erich selbst hatte sich wie auf Verabredung in sein Zimmer zurückgezogen. Man setzte sich, und Frau Weber begann: „Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch zum so gut bestandenen Abitur! Wäre nur erst unser Erich so weit! Doch zur Hauptsache! Wie Sie wissen, lieber Herr Seubert, ist Erich unser einziges Kind; er hat in der Schule wenig eigentliche Freunde und wird nun grade die kommenden Ferien viel allein hier sein müssen, da mein Mann zu anderer Zeit seine Ausspannung nimmt. Wir werden daher kaum in Erichs Ferien noch reisen können. Da möchten wir nun Sie fragen, ob Sie vielleicht Lust und Zeit hätten, mit dem Jungen eine Wanderung zu machen, einerlei wohin, natürlich ganz auf unsre Kosten und nur so lange, als Sie eben können? Da Sie ja etwas Freude an unserm Bub haben, dachten wir gleich an Sie, eventuell hätten wir uns sonst an einen seiner jüngeren Herrn Lehrer gewendet.“

(Fortsetzung folgt.)

## Bücher und Menschen.

GENERAL VON SCHOENAICH:

§ 175

in der Politik des deutschen Kaiserreichs.

Das Tagebuch, Berlin, den 7. Juli 1928

Jeder sollte sich diese Nummer der wichtigen und hochverdienten kleinen Wochenschrift kommen lassen, um die interessanten Ausführungen des berühmten und vielgehaßten Generals selber zu lesen, die die gemeinfährlichen Wirkungen des § 175 in einem ganz neuen Lichte zeigen. Schon in seinem Bekenntnisbuch „Mein Damaskus“ hat Schoenaich dem homosexuellen Problem ein ganzes Kapitel gewidmet. Schon an dieser Stelle hat er schonungslos den ganzen Korruptionsherd aufgedeckt, den das Gesetz geschaffen hat. Schon damals hat er auf die Vergiftung der ganzen Atmosphäre hingewiesen, die für die gute Gesellschaft der Vorkriegszeit durch den Erpresserparagraphen ein Dasein fortwährender Bedrohung schuf. Und wenn man das merkwürdige Kleefblatt Holstein, Eulenburg, Bülow und der Kaiser, das dem deutschen Vaterlande wahrhaftig kein Glück gebracht hat, aus den Schilderungen Emil Ludwigs etwas näher kennt, dann weiß man auch, daß die ganze Leitung der amtlichen deutschen Politik jahrzehntlang in den Händen von vier Schicksalsgenossen lag, die durch ihre homosexuellen Neigungen von der Natur eng aneinandergekettet waren, solange sie alle unter dem Druck des § 175 standen und solange von irgend einem unter ihnen die Kenntnis irgendwelcher Dinge, die mit ihren Liebesaffären im Zusammenhang standen, zum Schaden der Anderen ausgebeutet werden konnte.

Der ganze Gefahrenkomplex ihrer homosexuellen Einstellung tritt besonders deutlich, mit voller Schärfe hervor, wenn man an der Hand Emil Ludwigs entsetzt wahrnimmt, daß Eulenburg, Bülow und der Kaiser tatsächlich höllische Angst vor Holstein hatten und daß dieser ebenso rücksichtslose wie hinterhältige und verbissene Intrigant und verschrobene Junggeselle, der in der Einöde seines Lebens fortwährend auf Rache für verletzte Eitelkeiten sann, nicht nur der mächtigste Mann in Deutschland, sondern gleichzeitig auch ein armer Geisteskranker war, der in der deutschen Politik die Rolle eines bösen Zauberers spielte, nach dessen Pfeife furchtsam alle tanzten. —

Es ist darum wirklich nicht zuviel gesagt, wenn General von Schoenaich freiheitlich behauptet, daß der homosexuelle Einfluß für die Außen- und Innenpolitik der letzten Vorkriegsjahre sehr verhängnisvoll gewesen sei, weil die Herren und Meister dieser Politik, sowie ihre Mitspieler, alle unter dem Druck einer verkrampften Angst gestanden hätten, die mit plötzlichen Enthüllungen unerlaubter Heimlichkeiten rechnete und die darum zu allen möglichen verrückten Handlungen veranlaßt wurde. Handlungen, die der Zustand der Notwehr und die Schwäche der Feigheit als richtig erscheinen ließ, um nicht an den Pranger der öffentlichen Moral zu kommen.

Man denke nur an den unsinnigen Befehl des Kaisers, der über Eulenburg genau Bescheid wußte: gegen Harden wegen Beleidigung vorzugehen und mit allen Machtmitteln des Staates die Wahrheit totzuschlagen — anstatt durch einen Befehl an den Justizminister den unseligen § 175 endlich abzuschaffen und mutig für die Wahrheit einzutreten. Denn die Liebe des Fürsten Eulenburg zu seinen Freunden hat diesen niemals in den Augen des Volkes herabgesetzt, sondern nur die Gesinnungslumperei derjenigen hat das fertig gebracht, die den Fürsten zu der Beleidigungsklage und zum Meineid gezwungen haben und die seine homosexuellen Neigungen als etwas Verächtliches hinzustellen suchten, um die Aufmerksamkeit des Zeitungspublikums um so schneller von ihren eigenen homosexuellen Neigungen mit psychologischer Sicherheit vollständig abzuwenden. Denn man wollte durch die große Staatskomödie, die man in der Sache Eulenburg so frech inszenierte, das deutsche Volk in den falschen Glauben versetzen, daß der Fürst der einzige schwarze Bock unter lauter unschuldigen weißen Lämmlein wäre und daß der Kaiser selber nichts, absolut gar nichts mit diesen ärgerlichen Dingen zu schaffen hätte. Wer jedoch die Memoiren des Prinzen Alexander von Hohenlohe kennt und seine Ausführungen über die bisexuelle Natur des Herren von Doorn, und wer da weiß, daß Wilhelm der Letzte in Holland bei einem Artgenossen Schutz und Obdach gefunden hat, der seine homoerotischen Neigungen voll und ganz versteht, der sah schon längst dieses ganze Kartenhaus der Lüge elend zusammenstürzen. —

Denn nicht die Freundsieße des Fürsten Eulenburg hat damals die Schmutzfluten über Deutschland heraufbeschworen, sondern die feige Furcht vor den brutalen Kontra-Instinkten des gebildeten und ungebildeten Pöbels aufseite derjenigen, die die Macht hatten, dieser Flut rechtzeitig Einhalt zu gebieten und die statt dessen knieschlotternd die ganze käufliche Meute der amtlichen und halbamtlchen Presse auf Eulenburg losgelassen haben, um durch seine öffentliche Ehrloserklärung und Erniederung, die man noch nicht einmal einem gemeinen Verbrecher gegenüber wagt, die Brüchigkeit ihrer eigenen Ehre zu verdecken. — General von Schoenaiach weist auf das Buch des Herrn Professor Dr. H. Haller hin und auf die verfehlte Art der Ehrenrettung, die dort im Interesse des Fürsten Eulenburg nach seinem Tode unternommen wurde. Und er sagt mit Recht, daß man nach der Lektüre des Hallerschen Buches unbedingt den Eindruck haben müsse, daß die Politik, die uns ins Unglück gestoßen hat, von einer Schar von Narren und böswilligen Intriganten gemacht worden sei. — Haller beweise, daß Eulenburg ein hochvornehmer Mann gewesen ist, der staatsmännischen Weitblick hatte. Aber im Gegensatz zu Haller sehe er ebenfalls Eulenburg als einen Homosexuellen an, weil die Tatsache, daß er verheiratet und ein guter Gatte und Vater gewesen sei, doch absolut nicht das Ausgeschlossensein mannmännlicher Neigungen beweise. Wenn er trotz seiner Klugheit und trotz seines hohen sittlichen Niveaus Handlungen vollbrachte, durch die er mit dem Gesetz in Konflikt gekommen ist, so bestätige diese Tatsache nur den ewigen seelischen Druck, den die verlogene Moral der Gesellschaft ihm auferlegte. — An einigen selbst erlebten Beispielen deckt General von Schoenaiach das Bestreben der kaiserlichen Hofgesellschaft auf, ihre homoerotischen Beziehungen immer peinlich zu verbergen und damit in den fatalen Fehler zu verfallen, sie selber nicht als harmlos anzusehen. Und er ist der festen Ueberzeugung, daß gerade dieses Gefühl der Minderwertigkeit es war, das sogar sonst ganz ehrenwerte, oft sehr sympatische, kluge und tüchtige Männer fortwährend zu einem durchaus unwürdigen Intrigenspiel verurteilt hat. Nach einer selbstaufgestellten Statistik berechnet er, daß in ganz hohen Stellungen 60 Proz. der Männer Homosexuelle waren. Und schließlich weist er an der Hand einer bekannten Mordaffäre nach, bei der der Mörder bekannt ist und nicht zur Verantwortung gezogen wird, daß

Polizei und Justiz auch heute noch beide Augen zudrücken, wenn es sich bei dem Uebeltäter um einen Homosexuellen auf hoher gesellschaftlicher Stufe handelt.

Adolf Brand.

#### PROF. DR. AUGUST MESSER

Nochmals § 175 des Strafgesetzbuches Philosophie und Leben, Okt. 1928.

Wir müssen Herrn Professor Dr. Messer sehr dankbar sein, daß er sich nicht gescheut hat, die Spalten seiner angesehenen Zeitschrift für eine freie Aussprache über die Notwendigkeit der Beibehaltung oder Abschaffung des § 175 bereit zu stellen. Denn die Ausführungen die an dieser Stelle geschehen sind, können nicht unbeachtet bleiben. Und es ist zu erwarten, daß sie auch vom Strafrechtsausschuß des Reichstages bei neuen Beratungen voll gewürdigt werden. — Den Reigen unserer Widersacher eröffnet in diesem Heft Herr Dr. phil. Rudolf Leinen, indem er erstens für eine Verschärfung des mittelalterlichen § eintritt, indem er zweitens seine Ausdehnung auch auf die homosexuellen Frauen fordert — und indem er drittens die rücksichtslose Anwendung des Gesetzes vonseiten der Staatsanwaltschaft verlangt. — Alle alten Ladenhüter unserer Feinde werden wieder vorbricht. Er spricht von einer unsauberen Sache, von einem scheußlichen Laster, von krankhaften Trieben, von dem Schutz der Jugend, von Willensfreiheit und Karakter schwäche, von Uebersättigung durch das Weib, von dem neuen Sinnenkitzel der Päderastie — von vielen Müßiggängern, die von der Arbeit anderer leben — von der sodomitischen Sünde, und von der Vertilgung durch Feuer und Schwefel, als ob er ein eifernder Kapuziner des finsternen Mittelalters wäre. — Dann kommt meine Entgegnung mit der Forderung, daß die edle Liebe des Mannes zum Manne der edlen Liebe des Mannes zum Weibe vollständig gleich zu werten wäre; und mit dem Verlangen: das Testament des Polizeidirektors von Meerscheidt-Hüllessem zu veröffentlichen mit seinen mehr als 20 000 Adressen Homosexueller aus allen Parteien und aus allen Gesellschaftsschichten, damit der Adel, die Offizierskreise und das Bürgertum endlich entlarvt werden mit ihrer unverschämten Heuchelei, um dadurch ihren Widerstand unseren Bestrebungen gegenüber endlich zu brechen. — Drittens polemisirt

Willy Seipl gegen mich, indem er bestreitet, daß schon allein die homosexuellen Skandalprozesse ein zureichender Grund für die Abschaffung des § 175 wären, und indem er die Meinung zum besten gibt: daß dann ja mit demselben Rechte die Aburteilung von Massenmördern unterbleiben müßte. Da Willy Seipl die Frage aufwirft, welche Ethik oder Aesthetik die Homosexualität aufweisen könne, daß man um derselben willen Gnade vor Recht ergehen lassen dürfe — so erwidere ich darauf, daß er sich nur einmal die berühmten Freundschafts-Sonette von Michelangelo durchzulesen braucht, mit denen der große Meister dem unsterblichen Eros heilige Tempel ewiger Schönheit baute. Sittlich minderwertiger, aesthetisch ekelhafter und rassenhygienisch verwerflicher dürfte da wohl die zügellose Sexualität der Weiberjäger sein, die gewisslos die Frau zu einer Gebärmaschine macht und die unverantwortlich ein zahlloses Heer unehelicher Kinder in die Welt setzt, deren Ernährung und Erziehung sie schändlicherweise dem 'Geldbeutel fremder Menschen überläßt. — In einer Schlüßbemerkung weist Professor Dr. August Messer auf das Buch des Tübinger Geschichtsprofessors Johannes Haller hin: „Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg“ — ferner auf die Novelle „Der Tod in Venedig“ von Thomas Mann und auf das Werk von Dr. Max Hodann, „Sexualelend und Sexualberatung“, um unsern Feinden klar zu machen, daß sie angesichts solcher Dokumente von Weltgeltung doch wirklich Barbaren sind.

Adolf Brand

#### HANS LICHT

Sittengeschichte Griechenlands.

In zwei Bänden und einem Ergänzungsband  
Verlag Paul Aretz - Dresden.

Ueber ein so umfassendes Werk, wie es die große Sittengeschichte von Licht bedeutet, sich in Form einer Besprechung zu äußern, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit! Denn was da an Fülle des Materials, an Tiefe der wissenschaftlichen Einsicht, an rein menschlicher Freiheit des Standpunktes geleistet worden ist, das war auf diesem Gebiet überhaupt noch nie da. Die ähnlichen Leistungen eines Eduard Fuchs auf dem Gebiet der Sittengeschichte der Renaissance und der Neuzeit mögen an sich bewundernswert gewesen sein, aber sie sind jedenfalls an Weite, Größe und Tiefe des Standpunktes von Hans

Licht gewaltig übertroffen worden. Hat doch z. B. Fuchs ganze wichtige Gebiete des „Sittlichen“ völlig übergangen. Licht dagegen hat seinen Stoff wirklich restlos ausgeschöpft. Betrachten wir zunächst die äußere Gliederung des Werkes, so tritt uns im ersten Band „die griechische Gesellschaft“, gegliedert nach ihren Erscheinungen in Ehe und Frauenleben, in Kleidung, Festen, im Theaterwesen, bei Spielen, in der Religion, in der Literatur entgegen, während dann der zweite Band direkt behandelt die verschiedenen Erscheinungsformen der Erotik, also die Liebe des Mannes zum Weibe, die Homoerotik, die Prostitution, die Masturbation und allerhand sonstige Ersatzerscheinungen des Erotischen. Also man sieht: es ist rein stofflich gesehen, kein irgend denkbares Gebiet der Erotik vergessen. Aber das ist ja nur der äußere Umfang. Dem entspricht die unendliche Fülle des Inhaltes und vor allem die Vorzüglichkeit der Darstellung. Frei von gelehrtem Tiefsinn und Wust sagt der Verfasser in seiner einfachen und klassisch klaren Sprache ganz schlicht, „wie es gewesen ist“. Er meidet die manchem heutigen Philologen allein „wissenschaftlich“ vorkommende Art einer mystisch-dunklen Schreibweise, mit der man in gewissen Kreisen glaubt ganz neue und unerhörte Weisheiten ausschöpfen zu können, während man damit in Wirklichkeit jeden nicht zur Gilde gehörenden Leser abschreckt und Fachgelehrsamkeit für Fachgelehrte fabriziert. Dies Werk will für jeden Gebildeten geschrieben sein und es ist für jeden Gebildeten geschrieben. Was aber der Leser hier erfährt, das sind z. B. über die Homoerotik so grundlegend neue Dinge, von denen kein muffiger „Oberlehrer“ etwas ahnt, oder doch, falls er sie ahnt, nichts sagen darf! Hier erstmalig wird bewiesen, was die hellenische Homoerotik, aber auch, was die hellenische Liebe zum Weibe, zur Hetäre, überhaupt gewesen ist, wie das Geschlechtsleben ein Volk, wie das der alten Hellenen, bis ins Tiefste befruchtet, erzieht, anregt, überhaupt erst zu dem macht, was sie für die ganze Welt bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Hier erstmalig wird der Schleier von Verlogenheit und dummer Prüderie weggezogen, mit dem man — auch heute noch! — in der Schule uns die Griechen als die langweiligen, kühlen Gestalten von Hohheit und steifer Würde hinzustellen beliebt hat und heute noch beliebt! Wir bekommen hier die Griechen so gezeigt, wie sie wirklich waren, als Menschen von Fleisch und Blut, als stark sinnliche Menschen, also etwa ge-

sehen, wie sie schon Nietzsche sah, wie sie heute die fortgeschrittenen Sexualwissenschaft zwar, aber noch lange nicht die Altphilologie sieht. Darin liegt der ungeheure Fortschritt dieses Werkes, darin seine kulturhistorische Tat! Ob freilich nun die rückständige Wissenschaft sich bekehren wird? Ich wage es zu bezweifeln. Denn, wie stets bei allen menschlichen Großtaten, so gibt es natürlich auch hier bei dem Werk Lichts allerlei kleine Schönheitsfehler, an denen die böswillige Kritik bestimmt einhaken wird. So empfinde ich bisweilen die Sprache etwas zu, wie sage ich gleich, vielleicht zu wenig steif, zu sehr für jeden Leser verständlich, zu klar, nicht mysteriös, wie so manches Werk heutiger Philologenfachweisheit. Das ärgert natürlich „unsere Alten“, denn so was ist unerhört!

Ein philologisches Werk, das leicht lesbar, das geradezu unterhaltsend ist! Nein, das kann doch nicht „wissenschaftlich“ sein! Doch genug des Scherzes. Ich persönlich hätte manche Bilder anders angeordnet gewünscht, ich hätte auch die guten und wertvollen Anmerkungen gleich unter dem Text gegeben und was dgl. Aeußerlichkeiten mehr sind. Die ganz besonders erfreuliche Tat, dieses in allen Teilen lobenswerten Werkes ist aber schließlich seine ausführliche und nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtende Behandlung der hellenischen Homosexualität. Wie hat man gerade uns auf diesem Gebiet bisher in allen Darstellungen ähnlicher Art so unverschämt betrogen und belogen! Noch das vor kurzem erschienene, gewiß in mancher Hinsicht fortschrittliche Werckchen des Verlags Heimerding in München über „antike Freundschaft und Knabenliebe“, wie dürfzig, ja stellenweise direkt falsch ist seine Darstellung! Von allen älteren Werken gar nicht zu sprechen. Das war bisher alles Tabu, ein Gebiet, das man mit Stillschweigen übergang, von dem vor allem unsere „Jugend“ in der Schule, als ob sie so engelrein sei und nicht zu 99% der einsamen Onanie ergeben ja nichts wissen durfte, auf daß sie nicht „sittlichen Schaden“ nähme! Da hat nun endlich das Werk von Hans Licht wirklich ein ganz klares „Licht“ in den Wust von Nacht und Nebel und Schwindel gebracht!

Da stehen nun die nackten Tatsachen, an denen keine künftige Wissenschaft, sofern sie ehrlich ist, mehr vorüber kann! Darin sehe ich den Hauptwert des Buches. Vielleicht ist auch dieser Teil der Darstellung am besten gelungen. Wir wissen jetzt, daß die so viel gepriesene, mit Recht gepriesene hohe Kultur der Hellenen ohne ihre

„Paiderastia“ überhaupt gar nicht denkbar gewesen wäre. Ich bin so kühn zu glauben, daß „freie Schulen“ (ob freilich auch die vielfach noch recht muffige Staatsschulen?) diese alten und jetzt endlich unwiderleglich dargetanen Wahrheiten ihren reiferen Schülern nicht mehr länger vorenthalten, etwa bei der Lektüre des Symposions, das jeder wirklich Gebildete sehr gründlich gelesen und studiert haben muß.

Man könnte das Werk Lichts auch noch in vielen anderen Beziehungen loben und empfehlen. Uns hier interessiert vielleicht am meisten diese so freie, wahrhaft menschliche und endlich einmal wahre und sachliche Darstellung der hellenischen Homoerotik. Wer von unsfern Lesern es irgend ermöglichen kann, der muß dies Werk nicht nur kennen, sondern auch besitzen. Denn mit flüchtiger Lektüre sind seine großen Schätze nicht auszuschöpfen. Man muß es immer und immer wieder studieren.

Männer wie Thomas Mann, Wulfen u. a. hohe Geister unserer Zeit haben es für mustergültig erklärt, haben es bewundert. Uns bleibt nichts übrig, als uns bescheiden solchen Koryphäen anzuschließen.

D. O. Kiefer.

#### Geschlecht in Fesseln.

#### Erlebnis eines Films.

Bevor unsere republikanische Zensur, die heute noch, zehn Jahre nach der Revolution, künstlerische Werke nach kirchlichen und bürgerlichen Gesichtspunkten beurteilt, diesen Film verbietet oder doch so beschneiden läßt, wie damals den „Potemkin“, daß nur noch ein kümmerliches und schiefes Fragment übrig bleibt, sei sein Eindruck hier gezeichnet, aus der Ueberwältigung des ersten Erlebens heraus. —

Dieser Film ist der Anfang eines neuen Lebensgefühls, Bekenntnis zum Naturgesetz, schreiende Anklage gegen die ganze faulende Zeit und die, die sie immer noch mit morschen Motiven schützen. Ist die Schlußfolgerung des Filmes auch völlig verfehlt, geht sie an der schönsten Lösung vorbei, die diesmal mit „happy-and“ wirklich eine Lösung hätte werden können: Beginn eines neuen, freieren, aufrechteren Menschentums — die Anklage selbst ist mit so wundervollen Mitteln gestaltet, daß sämtliche Normen geruhiger Mittelmäßigkeit ins Rutschen geraten. Aber noch etwas steigt aus diesem Grauen, wie der leise Klang einer panischen Flöte empor: die Liebe eines Jungen zu einem Manne. —

Die Handlung: eine alltägliche Geschichte. Ein Mann schlägt den kaltschnäuzigen Bedränger seiner Frau mit der ewig grinenden Commis-Fratze zu Boden. Verhaftung, bannges Warten, der Kerkerei krepiert und der Mann wird zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Zwei Menschen, denen atmende Nähe, Kuß und Umarmung die Gegenwartsmisère, Erwerbslosigkeit und kümmerliche Vertreterprovision, erträglich machte, werden auseinandergerissen. Drei Jahre, Tag um Tag, Nacht um Nacht, ungezählte und endlose Wochen — nie mehr Wärme der Wangen, nie mehr umfangende Arme, nie mehr den glückhaft betäubenden Geruch des geliebten Körpers . . . drei Jahre . . . — „Kann man das ertragen?“ fragt die Frau aus dem ersten grauenhaften Erwachen in die Wirklichkeit.

Gefängnisnächte. Um neun Uhr erlöschen die Lichter und die schlaflosen Stunden für die nie entspannten Körper beginnen. Schließen sie die Augen, so gebiert die grausame Natur Wunschbilder, die das Blut wie Stacheldrähte durch die Adern jagt und liegen sie wach, sehen sie die sich windenden Körper der Zellenkameraden und in ihr Ohr sticht das Stöhnen unerlösten Blutes. Der Mann erfährt zum ersten Male, was allein sein heißt. Er stürzt aus heißem Traum in irrsinniges Wandern von Wand zu Wand und stampft das Begehrnieder. Am Morgen sieht er, wie ein Kamerad aus weichem Brot den nächsten Körper einer Frau formt . . . — Und wieder Nächte. Einer kriecht über die Bettstelle und neigt sich über einen Kameraden. Da ist doch ein Antlitz mit weicher Haut, da sind doch dürstende Lippen und fürwühlende Hände duftendes Haar . . . er stürzt sich auf ihn. Der Mann reißt sie auseinander, nicht schelrend, mehr ängstlich von noch Unverständlichem. Und wieder Tage und wieder Abende — den Menschen draufsehn Segen und Bestätigung ihres Daseins, ihnen entsetzlicher Fluch.

Einmal kommt die Frau, und er tastet mit den Lippen ihr Antlitz ab und die süße Schlinge der Arme und vergräbt hinter dem Holzgitter den Mund in ihrem Schoß. In ihrem Antlitz ist Wissen um gleiche Qual und mit bitteren Lächeln trocknet sie die schweißgebähte Stirn. In der Zelle taucht er sich dürstend in das kleine Tuch. Aber die Kameraden entdecken es und sie balgen sich in tierhaftem Rasen um einen Fetzen Geruch von einer Frau. — Für den Mann: drei Tage Strafarrest zwischen Eisenstangen und kahlen Wänden. Doch unerträglicher ist die Fessel des Blutes, denn jetzt ist auch nicht mehr betäubende Arbeit da und kein Gespräch und kein armseliger Gang im Gefängnisrund. Allein, allein, allein mit sich und den monatlangen aufgestauten Wünschen . . . und — eine der Szenen, wo man mit aufschreien möchte — er zeichnet täppisch ungelenk an die Mauer ein Frauenantlitz, und wie das mitleidige Dunkel über die Zelle fällt, gatet er seine Lippen den Steinen der Wand. —

Ein neuer Gefangener kommt zu ihnen, fast ein Knabe noch. Unflättereien der Anderen empfangen ihn, die der Mann mit ein paar gesunden Schlägen wegwischt. Erster Händedruck, erster Blick, erstes Begegnen — geht kaum merklich vorüber. —

Sonntag: . . . und so Ihr zum Wort Gottes greifen werdet und zum Gebet, wird Euch das Begehrn verlassen und Euer der Sieg sein . . . , oder so ähnlich. Die Linse tastet die Köpfe ab und aus jedem spricht ein Menschenschicksal, das den alten Mann auf der Kanzel Entsetzen überfallen müßte von seinem unmenschlichen Verlangen. Der Junge hört es nicht. Er zeichnet etwas in sein Buch, still und unberührt. Die Linse flüchtet hinter seine Schulter — und zwei Namen stehen da: der seine und der des Mannes. Und jetzt zieht die schmale Hand mit glücklichem Zittern um die beiden Worte einen Bogen, mehr und mehr — und es wird ein Kreis, der sich schließt. Dann hält er mit kindhaftem Lächeln das Blatt so an der Lehne vorbei, daß der Mann neben ihm es sehen muß. Der blickt auf . . . und wie in dieses Antlitz ein Ahnen kommt, was dieser Mensch neben ihm empfindet — noch ist es kein Begreifen — das ist ganz große Schauspielkunst, die auch der Schauspieler nur in seltenen Stunden der Gnade, der schicksalhaften, findet. —

Und wieder ist Nacht und im Zwielicht der Zelle winden sich die Leiber. Nur der Junge und der Mann liegen ruhig, wenn auch schlaflos. Jetzt tastet ein Wort zum Jungen hinüber: „Woran denkst Du?“ Und tastend kommt die Gegenfrage zurück: „Wirst Du mich nicht auslachen, wenn ich es sage?“ Das Gesicht des starken Mannes bleibt ohne Grinsen und Spott und ruhig kommt die einfache Antwort aus den zerwühlten Kissen: „Ich lache Dich nicht aus.“ Der Junge liegt auf dem Rücken und über sein Antlitz streicht der Mond; vielleicht ist es auch nur der Schein der mitleidigen Bogenlampe im Gefängnishof. Und in diesem fahlen Licht beginnen sich diese Lippen zu bewegen, stockend erst und dann schneller, und dann

fieberhaft, und dann rasend, rasend, rasend und stammeln, stammeln, stammeln die ewigen Menschenworte von Sehnsucht und Wunsch nach ein wenig Glück. Kein Wort wird sichtbar und gibt banal Greifbares, aber dieses Stammeln ist so aufgenommen, daß der Herzschlag stockt und der Atem sich einem verschlägt — einer jener großen Augenblitze des Films, wo er tausend begangene Nichtigkeiten auslöscht und große, gütige Kunst wird. Jäh stehen die Lippen des Jungen still und nur die Brust stößt in Stürmen gegen das Bettlaken. Wieder gleitet die Linse zum Mann; die halboffenen Augen senken sich langsam, als schließe sie seit unendlich langer Zeit zum ersten Male ersehnter Kuß, und der schwere Körper zittert leise. Bange, lange Stille. Die Linse flüchtet zurück und, mit angstfüllten Augen zur Decke starrend, als stände dort schon Schmähung und Hohn, fiebert die Lippen des Jungen: „... verachtet Du mich jetzt?“ Statt aller Worte hebt sich aus dem heißen Lager des Mannes seine Hand, gläubig und bereit, in den Raum und, wie ein verschmachtender in sandiger Wüste den kühlen Quell, empfängt sie die schmale des Knaben und in erlösendem Druck schließen sich die Finger des Mannes über dem späten Geschenk. — Das ist so über alle Massen schön gestaltet, so fern aller Kurfürstendamm-Pikanterie, so entkleidet alles Peinlichen, so einfach menschlich und groß, daß man den beiden Schauspielern, Dieterle und Twardowski, nur wortlos danken kann. Was hätte hier gesündigt werden können, und was ist daraus geworden! Oder hätte in bürgerlichem Sinne „Perversität“ gezeigt werden sollen und ist durch die Schauspieler reines Menschentum daraus geworden? Dann sei es ihnen doppelt gedankt.

Der Raum verbietet mehr, ich muß zum Schluß drängen. Die drei Jahre sind zu Ende. Der Mann kehrt zurück zu seiner Frau, die in diesen Jahren durch ähnliches Schicksal ging. Herrlich, wenn Dieterle immer und immer wieder die Türe schließt und öffnet, wie ein toll gewordener Junge nach dem Schularrest. Und man glaubt beinahe, daß hier eine sehr ketzerische, aber ganz große und befreiende Lösung gefunden wird. Die Frau gesteht den Ehebruch. Nochmals blitzt ein genialer Einfall auf: in diesem Moment schrillt die Türglocke. Die Frau öffnet — draußen steht der Junge, lächelnd und stotternd, ein paar Blumen in der Hand. Fast jubelnd tritt er ins Zimmer und will auf den Mann zu. Der windet sich in Qual und wehrt mit ekelnder Ge-

bärde ab. In jähem Erkennen birgt die Frau ihr Gesicht. Der Junge aber lehnt in Scham und Verzweiflung an der Wand. Verständnislos irren seine Augen durch die Tränen: was einmal gut und schön war, soll plötzlich gemein sein? Doch — er versteht: seine Frau leidet; er stürzt hinaus. Die Frau folgt, versucht etwas zu sagen. Der Junge reißt sich herum — und jetzt ist er nicht mehr der lächelnde Knabe, jetzt ist er ganz Typ dieser Weltstadt und mit tadelloser Verbeugung spricht er: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihr Glück gestört habe!“ Dann fliegt er die Treppe hinunter auf die Straße. Wird er dort enden, verkommen, oder doch noch einen Menschen finden? Im Blickfeld bleibt nur die Frau, fast zurückrufend die Hände hebend, und die armseligen Blumen, die auf dem Treppengeländer liegen geblieben sind. — Zurückgekehrt, flüchten Beide in den Tod durch Gas. —

Fast alle Kritiker loben den tragischen Ausgang. Wenn die Frau sich an den Geliebten verloren, der Mann an die Liebe zum Jungen, dann hätte wirkliche Tragik erblühen können. Aber nur aus diesem Motiv des Ekels vor dem Erlebten wird nach meiner Ansicht dieser Freitod klein und nichtig. Der Geliebte der Frau war der Vornehmsten einer in Gesinnung und Handlung und die Zuneigung des Jungen war dem Manne Erlösung aus menschenunwürdiger Qual. Solche Dinge negativ werten, heißt in den Fesseln gefangen bleiben, gegen die man ankämpft. Der Begriff der „Homosexualität“ als perverse Verirrung konnte kaum glücklicher ad absurdum geführt werden, wie es in den Gefängnisszenen geschah, und so haften jene Szenen unvergleichlich eindringlicher, als die schwache Flucht in den Tod. —

Wir müssen uns aber darüber klar sein: hätte der Film die heidisch-frohe Lösung gefunden, wie sie schon Tausende gefunden haben, wäre er auch im Tauzienpalast nie zur Aufführung gekommen. Vielleicht haben Verfasser und Regie bewußt diesen Schluß gewählt, um überhaupt von diesen Dingen reden zu können. Und so bleibt eine Fülle von Bildern und Gestalten, die einen nicht mehr loslassen und die man alle im Wort festbannen möchte, mehr noch, die jedem ins Gehirn hämmern: „Feigling oder Kämpfer sein!“ Und man wird wählen müssen! —

Für eines aber Dank, und nochmals Dank: für jene wundersame Szene in der Gefängnis-

nacht, in der zwei Hände jenseits von Ge- setz und Recht zum Symbol allen Lebens werden und hungrende Lippen Worte formen, die allen Völkern und allen Geschlechtern gemeinsam sind. —

Karl Meier

### PETER MARTIN LAMPEL

Jungen in Not

Berichte von

Fürsorgezöglingen

I. M. Spaeth Verlag Berlin 1928.

Mit diesem Griff in's Menschenleben, wo es am elendesten ist, hat der Herausgeber dieser wahrhaft „Menschlichen Dokumente“ ein Werk geschaffen, das nicht nur interessant, aufregend und erschütternd ist, er hat eine grobe Tat vollbracht.

Die Herren Leiter der Fürsorgeanstalten werden von nun an sehr, sehr vorsichtig sein mit der Aufnahme von Hospitanten.

Wir wissen natürlich, daß Zwangserziehung keine Belohnung für böse Tat bedeuten soll, es ist auch ganz läblich, daß in Struveshof, im Gegensatz zu den unkundig geleiteten Anstalten Scheun und Straußberg, (es ist von diesen beiden Anstalten in den Berichten der Zöglinge gar oft die Rede) die Prügelstrafe abgeschafft ist. Lampel hat seine persönlichen Erfahrungen nur in Struveshof gesammelt, aber wenn das Prügeln von den Kameraden, den sogenannten „Vertrauensjungen“ des Hausvaters besorgt wird, ist es meines Erachtens nicht besser — nein schlechter geworden. So grausam wie diese Jungens sind nicht einmal die Prügelpadagogen in Kamin und Scheuen. Man höre Lampel selbst:

„Ein paar schrille Schreie von draußen schrecken die Burschen hoch. Alles rennt zur Tür.“

Denn, was wir zunächst erkennen, sieht wie ein ratloser Junge aus, der von einem Tor zum andern schaut — irgendwo hat der Hausvater gestanden, obwohl er heute doch dienstfrei ist, und von der anderen Seite treibt sein Stellvertreter den Ausreißer zurück. Mit einem Male liegt er, mit dem Gesicht in das beschmutzte Gesträuch gestoßen, in der Hecke, ein anderer Junge kniet sich darüber und schlägt mit dem Pantoffel auf ihn los.

Schon stürzt der eine „Kameradschaftsführer“ auf die beiden, hört den andern schreien, dann schleptzt er ihn, mit der linken Faust in den Haaren — die andere bearbeitet in schwingenden Stößen das Gesicht des Opfers, über den Hof in den Vorräum, schmeißt ihn auf den Boden. Wirft sich auf ihn. Der

Ausgerissene wimmert bloß: „Nicht schlagen, bitte, bitte, bloß nicht mehr schlagen.“ Gleich stürmt ein aufgeregter Haufen Burschen um die beiden. Der stellvertretende Erzieher schmeißt die Gittertür zu und schließt ab. — Der Verprügelte wird nach oben transportiert. Wild und tierisch gellen seine Schreie. Ich laufe nach. Ich zeige dem Aufseher die Blutflecke dort, wo der Ausreißer sich aus gezogen hat, bis hin zur Zelle. Der Starke, der auf ihn losprügelt, tobt wie in Raserei. Noch mehr — ich werde Ihnen alle herholen, die heute flitzen wollten“. Wieder verschwindet er nach unten, wieder wälzt ein Angstgeheul sich näher — drei — viermal. Wüstes, durchdringendes Geheul ist unerwartet, explosiv über das Haus gestürmt.

Erst allmählich gewinne ich Klarheit. Der Ausreißer hatte vorher versucht, ein Fenster aufzuriegeln. Er gebrauchte dazu an Stelle des Vierkant das herausgeschraubte Mundstück seiner Tabakspfeife. Dann ist er einfach am Erzieher vorbeigerannt. Aber ein anderer Junge hatte aufgepaßt, das war derjenige, der ihm mit dem Gesicht ins Gesträuch gestoßen hat. Der eigentliche Grund dieser Gehässigkeit und jener furchterlichen Prügel waren Eifersüchte teleien der Jungen untereinander.

„Warum muß er ihn derartig vielsch schlagen?“

„Die Katze?“ sagt einer, nachdem er sich erst nach allen Seiten umgesehen hat. „Die Katze prügelt ja doch bloß immer die Schwächeren. Haben Sie nicht gemerkt, daß die drei Strämmsten einander nie was tun? Auf den T. hatte er es längst abgesehen, bloß war bis jetzt noch keine richtige Gelegenheit dazu, daß man ihn gewöhnen ließ.“

Ein anderer steht dabei. Er zittert, geheimnisvoll: „Das ist aber heute noch gar nichts gewesen. Da ist zum Beispiel noch Lottchen — der Kleine, der allen zu Willen ist. Der hatte voriges Jahr mal einem anderen Jungen 50 Pfennig geklaut. Den haben sie so sehr geprügelt, daß sein ganzer Kopf und seine Brust wund geschlagen gewesen ist, und dann haben ihm die Jungen noch Salz und Pfeffer auf das rohe, blutige Fleisch gestreut“, usw.

Nun hören wir den Hausvater zu dieser „Abreibung“: „Was das für ein gemeiner Kerl ist, können Sie sich gar nicht vorstellen. Ein Puppenjunge, den ein Engländer in Berlin ausgehalten hat, jetzt ist der reiche Freund weitergereist.“

Mitlerweile hat sich der „Kameradschaftsführer“ den Zellschlüssel abgeholt, um den Eingespererten das Abendbrot hinaufzutragen.

„Es gibt noch was dazu“ hat er gemeint. Als er herunterkommt, die Aermel hochgekrepelt, ist sein rechter Arm bis über das Ellenbogen gelenkt über und über voll Blut. Die gegenüber Eingeschlossenen haben es beobachtet, wie die drei „Vertrauensjungen“ zu dem T. in die Zelle gegangen sind, der bloß geweint hat: „Bitte, bitte, bloß nicht wieder schlagen“. Dort haben sie ihn nochmal vorgenommen.

Die Zelle war voll Blut. Das Bettzeug ganz voll Blut durchschaucht. Von dem Gesicht des T. war nichts mehr zu erkennen, als eine formlose, dick aufgeschlagene Masse Fleisch, mit verquollenen Augen, die auf dem aufgewühlten Bette lag und röchelte“.

Diese Kostprobe genügt, um dieser Art Erziehung im viel gerühmten Hause Struvenhof mit größtem Mißtrauen zu begegnen. Die verantwortlichen Behörden müssen solche Hausväter und Direktoren schleunigst entfernen. Besonders Herrn S. in Scheuen.

Das Buch wird viel gelesen werden, wird vielen Neues bringen, und wie ich hoffe, auch eine demokrat. republ. Regierung zu weitgehenden Verbesserungen im Strafvollzuge für Jugendliche bewegen. Diese Zustände sind einer Demokratie unwürdig. Wirtschaft, Horatio!

Hans Natonek II.

#### PETER MARTIN LAMPEL

#### Revolt im Erziehungshaus.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird dieses kulturrevolutionären Stükkes Enderfolg sein — Revolution im Erziehungswesen. Daran wird auch das Geschrei der journalistischen Kanaille nichts ändern, die das aufrüttelnde Werk als „kommunistisches Hetzdrama“ abtun möchte. So hat man in den Südstaaten Amerikas gegen Harriet Beecher Stowes „Onkel Toms Hütte“ Sturm gelauft — ein Buch, das bekanntlich zur Sklavenbefreiung führte. So argumentierte man, wenn man Bertha von Suttner's „Die Waffen nieder“ bekämpfte.

Wie unbequem aber ist es auch für alle im vorigen Jahrhundert stehenden gebliebenen Regenschirme, demonstriert zu erhalten, daß die in Dickens Romanen geschilderte Prügelpädagogik heute noch das A und O der öffentlichen deutschen Fürsorgeorgane ist! Auf dieses über alle Maßen rückständige System wirft Peter Martin Lampels Werk grelle Schlaglichter. Die widerwärtige Heuchelei des „national orientierten“ Pfaffen — der die durch ihn und seine Kreaturen verübte Austobung inferiorer, atavistischer Instinkte an wehrlosen Objekten der

Fürsorgeerziehung gegenüber dem Kontrollbeamten der Regierung leugnet, dem menschlich und modern arbeitenden Hospitanten als armen Irrsinigen begegnet, dabei immer mit dem „Wort Gottes“ opponierend — wird dem Hörer eindrucksvoll ins Bewußtsein gehämmert.

Sonderbar, daß diese „Gotteslästerung“ nicht die Kulturreaktionäre provoziert, die im Falle George Groß einen wenig rühmlichen Sieg errungen haben! Nach einer der Aufführungen im „Theater in der Königgrätzer Straße“ wollte ein Beamter des Fürsorgewesens dem Publikum glaubhaft machen, Lampels Stück enthalte tendenziöse Uebertreibungen. Dies ist ja auch der Gedanke, der „das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt“ bestimmt, wider die schweren Anklagen Lampels zu geifern. Wenn indes in der deutschen Fürsorge alles der Kritik standhaltend, mustergültig und neuzeitlich, dann muß man sich doch sehr über die Jugendlichen wundern, die den Anstalten fortgesetzt in hellen Scharen entlaufen. Sollten jene wirklich so bodenlos dumm, undankbar und verbohrt sein, lieber ihren Körper in den finsternen Kaschern der Großstadt zu verkaufen, als unter den angeblichen untadeligen Verhältnissen in den Erziehungsheimen zu leben?

Wertvol ist für den Freund der Jugend, zu beobachten, wie der „pädagogische Eros“, der den fein gezeichneten Hospitanten beseelt, zu wesentlich anderen Ergebnissen führt, denn überhebliche und brutale Pädagogik. Sehr lebendig wirken auch alle Szenen, in denen jedes wahrhaft liebevolle Eintreten für die Jugend mit Verdächtigungen und Verleumdungen beantwortet wird.

Die Absichten Lampels in großen Umrissen aufgezeigt zu haben, dürfte für den „Eigenen“ wesentlicher sein, als die Technik des Bühnenstückes, dessen literarischen Qualitäten, oder die Darstellung im „Theater in der Königgrätzer Straße“ zu beleuchten.

Heinz Perkuhn

#### ALBERT H. RAUSCH

#### Eros Anadyomenos

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart  
Preis, in Leinen Mk. 10.—

Es ist ein offenes Geheimnis, daß der schöpferische Eros der Jünglingsliebe in dieser Zeitwende viele geistige Menschen ergreift und sein heiliges Feuer zur Sonnenwend werdender Kultur entzündet. Was will es besagen, wenn die „öffentliche Meinung“ die Masse der Spießer und ewig Gestrigten im

Bunde mit toten Gesetzen, Polizei und Tagespresse als „Dekadenz“ und „Laster“ brandmarkt, was ein Stefan George zur Höhe eines Heiligtums erhob, was auch gläubige und schöpferische Jugend heimlich lebt, unserer häßlichen verwilderten Zivilisation als Gestirn der Verheißung aufleuchtend! — Freilich sterben im Eishauch dieser Zeit des Nichtmehr und des Nochnicht viele Blüten, werden ersticken viele Flammen, verstecken muß sich und oft im Unschönen enden, was bestimmt schien, ein edles Leben geistiger Schöpferkraft zu führen, verankert in schicksalhafter Bindung an Menschen hellenischen Geistes. Es ist ja die Ironie unserer humanistischen Bildung, daß sie nur mit dem Verstand zur Antike kommt und der Urquell ihres Kulturschaffens sozusagen als Schönheitsfehler unbeachtet läßt, oder mit philologisch-moralischer Geste als Verfallserscheinung hinstellt. — Die Griechen lernten nicht etwa Babylonisch, um Kultur zu gestalten, sie entwickelten gläubig und heiter die eigenen Anlagen des Körpers, des Geistes und der Seele und bejahten den Eros gleich wie den Zeugungstrieb. — Und wir? — wir lernten zwar Griechisch, sahen Bildwerke, lasen Plato und von der Liebe Achills zu Patroklos, von edlen Knaben, die Männer erwählten, aber wir erreichten keine Kultur, denn wir durften nicht leben, wie es in uns wollte und Eros wurde uns ersticken oder als krankhaft verdächtigt.

Die Literatur, oder besser gesagt, das Schrifttum, das sich für Verstehen und Anerkennung des schöpferischen Eros einsetzt, bewegt sich zum größten Teil auf einem Tiefstand, der die Sache eher hemmt, als fördert. Umso freudiger ist es zu begrüßen, wenn ein Dichter, wie Albert H. Rausch in künstlerisch berufener Weise sich mutig in die Reihe der Menschen stellt, die den schöpferischen Eros, dieses an kein Geschlecht gebundene Fluidum reinster Gemeinschaft und geistiger Zeugung bejahen, und daß ein vornehmer Verlag, wie die Deutsche Verlagsanstalt seinem Werk den Weg bereitet. Aus Aus seiner neuesten Schöpfung „Eros Anadyomenos“ strahlt ein so reines hohes Licht, umwelt uns ein so strenger Hauch aristokratischer Lebensgestaltung, daß alle Sehnsucht zum Reinen, Erhabenen und Schönen sich belebt und neues Werden, herbes Reifen fordert. Das in diesem Buch gestaltete Erlebnis ist bei aller Monumentalhöhe menschlich durchaus möglich und wendet sich an alle geistigen, kulturbereiten Menschen, Männer, Frauen und reifere Jugend gemeinsam. Es offenbart einen Adel, ein Daimonion für

Schicksal und Landschaft, wie es nur einem Begnadeten reinsten Wollens gegeben wird. Die Sprache ist kühl, klar und tief, wie ein Bergsee und doch in Bild und Klang von beseelter Plastik. — Schmerzlich ist nur, daß man beim Lesen die Häßlichkeit, Enge und Kleinheit der Gegenwart umso tiefer empfindet, aber das stählt zum Kampf für die hohen Ziele der Freiheit. —

Dr. Hans Oberländer.

#### Rummel oder Kampf

Von Karl Meier

Das „Tagebuch“, das sonst mit einer bezwingernden Sachlichkeit und einem unbearrbaren Wahrheitswillen an die Dinge herangeht (Krantz-Prozeß, Jakubowsky-Affäre), fühlt sich verpflichtet, seinem Chronisten (Heft Nr. 39, vom 29. September) für Wortbildungen wie „Homosexuellen-Rummel“ und „aufdringliches Homosexuellen-Martyrium“, die der § 175 geschaffen hat, Raum zu geben.

Der Ton dieser Äußerungen verletzt nicht nur unnötig 2 Millionen Deutsche, er bedeutet in einem äußerst wichtigen Augenblick Herabsetzung eines berechtigten Kampfes. Und um einen großen, ehrlichen Kampf gegen einen lebensfeindlichen Buchstabenparagraphen, der schon Hunderte aller Klassen und Stände in den Tod getrieben hat, handelt es sich bei den kommenden Beratungen im Reichstag.

Nicht um Schlafzimmer-Angelegenheiten und heimliche Liebesspiele geht es — die werden fortbestehen, auch wenn der neue § 267 um das Dreifache verschärft würde — es geht um ein Lebensgefühl, um Lebensgestaltung. Die platte Bezeichnung „homosexuell“ legt zwar den Ton in einer verhängnisvollen Weise auf nur körperliche Dinge. Es ist der Fluch unserer Zeit, daß sie Sexus vom Eros trennt, daß sie von keiner vollkommenen Hingabe mehr weiß an Wesen, die man liebt, daß sie „Schlafzimmerdinge“ kennt und „öffentliche“, daß die ungebrochene Einheit einer Lebenshaltung zerstört ist. Die Liebe zu männlichem Wesen, zu männlicher Kultur ist physisch bedingt — vielleicht, in manchen Fällen ganz gewiß; aber der feminine Mann, die männliche Frau, sind nur die äußersten Exponenten dieser Artung. Dazwischen liegen die tausendtausendfachen Variationen, die die Natur um der Vielfalt will schafft.

Alle diese Menschen aber sind durch das Gesetz in der schöpferischen Auswirkung ihrer Eigenart gehemmt, verbogen, zu dauernder Heuchelei verdammt, die für einen aufrechten Menschen sich bis zur Unerträglich-

keit steigert. Der Mannliebende beginnt jeden Tag mit einer Lüge, er ist verdammt, zu tun, als ob er weiß Gott was für ein Interesse an der Tochter des Herrn Soundso hätte, wenn er nicht als Kastrat oder Masturbant gelten will. Es ist ihm nicht erlaubt, in anerkennenden Worten von der Vollkommenheit eines männlichen Wesens zu sprechen. Was den Hellenen selbstverständlich ist — stempelt dem Deutschen das Gesetz einer längst vermoderten Zeit zum Laster und Verbrechen. Man verzeiht einem jungen Manne die gemeinste Hure, niemals den geliebten Freund. Er kann für tausend nackte Frauen mit allen Anzüglichkeiten schwärmen, für Frauen, deren armer mißbrauchter entkleideter Körper täglich in einer gefühlssrohen Atmosphäre zweitausend gierig tastenden Augen preisgegeben wird und doch ausgehungert ist nach ein wenig Liebe; aber wehe ihm, wenn ihn das Ebenmaß eines Jünglingsantlitzes entzückt, wenn er sich an männliche Schönheit verliert. Er ist für alle Zeit stupider Lächerlichkeit preisgegeben, er ist ein Zwitter, er ist erledigt. Er kann der pflichttreueste Beamte sein, der glänzendste Jurist, der begabteste Künstler: die Gesamtheit hat immer das Recht, ihn zu besudeln.

Wer das einmal ein Jahrzehnt ertragen hat, der weiß, daß dieser Kampf kein Rummel ist, nur nervenzerrissende Qual. Nicht das gesetzlich sanktionierte Schlafzimmer, erst das Leben mit dem geliebten Menschen kann die Erfüllung bringen. Und diese „Erfüllung“ wird genau so selten sein wie bei den „Normalen“ auch.

Kurt Hiller schrieb schon vor einigen Jahren eine mutige Kampfschrift: „§ 175, die Schmach des Jahrhunderts“, (Verlag Paul Stegmann, Hannover). Sie sollte in den nächsten Monaten in alle Hände kommen, die zu entscheiden haben. Dieses stilistisch wie inhaltlich hervorragende Buch ist uns ans Herz gewachsen, weil es sein aufrechtes, tapferes, glühendes Herz einem überragenden Gehirn diktierte. Wer wissen will, worum es geht, lese es. Wer sich nicht den Blick trüben läßt durch die kompakte Majorität, wird erkennen, daß wir weder aufdringliche Sensation machen wollen noch interessante Intimitäten an die Öffentlichkeit zerrn, sondern einfach kämpfen — um das Recht des freien Menschen.

Karl Meier

### Ein Buch das unterdrückt werden muß. Von dem Herausgeber des Sunday Express.

„Die Quelle der Einsamkeit“ (Verlag Jonathan Cape, 30 Bedford Square, London, W.C. 1) von Miß Radclyffe Hall ist eine Novelle. Die Verleger stellen zwar fest, daß „es ein psychologisches Problem behandeln, und dieses in Anbetracht seiner steigenden Wichtigkeit dem Verständnis näher gebracht werden soll.“

„In England sei bisher der Gegenstand außerhalb der didaktischen Bezirke noch nicht zwanglos behandelt worden. Es liege jedoch im Sinne zum Denken erzogener Menschen, daß die sich ergebenden Konsequenzen breiter und allgemeiner behandelt werden.“

Die Verleger erklären ferner, daß „sie tief von dieser Studie beeindruckt worden sind; ihrem Gefühl nach dürfe ein solches Buch nicht für diejenigen verloren gehen, welche es verstehen und würdigen können. Sie seien überzeugt, daß die Autorin den Stoff mit Freimütigkeit und Delikatesse behandelt und damit tiefere psychologische Einblicke gewährt hat.“

#### Nicht kompromittierend. In seiner „Einführung“ sagt Mister Havelock Ellis:

„Ich habe „die Quelle der Einsamkeit“ mit großem Interesse gelesen, weil sie — abgesehen von ihrem feinen novellistischen Wert — von hervorragender psychologischer und soziologischer Bedeutung ist.“

„Meines Wissens nach ist es die erste englische Novelle, die in vollständig glaubwürdiger und unkomprimittierender Form eine besondere Erscheinung des Sexual-Lebens, wie sie nun einmal existiert, vor Augen führt.“

„Schwierige und bisher ungelöste Probleme stellen die Beziehungen anderswie veranlagter Menschen dar, weil sie — so verschieden sie von ihren Mitmenschen sind — hohe Karaktereigenschaften und Fähigkeiten aufweisen, aber gerade dadurch in offene Feindschaft zu der Gesellschaft geraten, in der sie sich nun einmal bewegen müssen.“

„Die peinliche Situationen, die daraus entstehen, sind hier so lebendig und doch ohne jede verletzende Schärfe auseinandergesetzt, daß wir Fräulein Halls Buch einen hohen Grad von Distinktion zuerkennen müssen.“

„Aber gerade das ist es (sagt der Herausgeber des Sunday Express) was ich bei solcher Art von Verteidigung und Rechtfertigung als

eine Herausforderung betrachte, wie sie in den Annalen englischer Dichtung noch nicht da gewesen ist.“

Die Verteidigung ist gänzlich unüberzeugend. Die Rechtfertigung geht absolut daneben. Um Verunreinigung und Fäulnis in der englischen Auffassung zu verhindern, ist es Pflicht des Kritikers, derartige Herausforderung jedem anderen Schriftsteller unmöglich zu machen. Ich sage deshalb nachdrücklich, daß „Die Quelle der Einsamkeit“ nicht geeignet ist, von einem Buchhändler verkauft und von einer Bibliothek ausgeliehen zu werden.

#### Provokierung.

Das Thema der Novelle ist deshalb gänzlich unzulässig, weil nicht nur alte, sondern auch junge Menschen es lesen würden. Vieles was in wissenschaftlichen Lehrbüchern behandelt werden darf, kann in einer Dichtung nicht ohne Anstoß dem allgemeinen Leser vorgeführt werden.

Es ist mir wohl bewußt, daß sexuelle Veranlagungen und Perversionen zu den Erscheinungen unserer Tage gehören. Sie machen sich sogar mit wachsender Herausforderung und aufdringlichem Gehabe breit. Die dekadenten Apostel dieser abscheulichen und ekelhaften Laster verborgen keineswegs mehr ihre Degeneration und Unterbewertung.

Sie bilden sich nämlich ein, daß die Geduld des englischen Volkes keine Grenzen hat. Sie scheinen in ihrer Mißachtung der öffentlichen Meinung zu schwelgen. Sie meiden keineswegs die Öffentlichkeit. Im Gegenteil, sie suchen sie und bilden sich etwas auf ihr Aufsehen erregendes Wesen und Bekanntsein ein. Die Folge ist, daß diese Pestilenz jüngere Generationen verdrißt. Sie besudelt die jungen Seelen.

#### Die Pest.

Ich habe diese Plage durch große gesellschaftliche Versammlungen schamlos schreiten sehen. Ich habe ihr Geflüster über diejenigen jungen Leute und Damen gehört, die ihre grenzenlose Verderbnis nicht zu erfassen vermögen. Sie wird gesunden und unschuldigen Gemütern geradezu aufgedrängt. Die Verderbnis durchdringt unser soziales Leben.

Vielelleicht ist es ein Segen der Verkleidung oder ein Fluch der Verhüllung, daß jetzt unsere Gesellschaft vor eine bisher peinlich vermiedene Aufgabe gestellt wird. Nämlich vor die Aufgabe, sich von dem Aussatz dieser Aussätzigen zu reinigen und

die Luft wieder frisch und gesund zu machen.

Ich stimme mit Mister Havelock Ellis überein, daß die Novelle „unkompromittierend“ ist. Aber deshalb, weil Kritik keinen Kompromiß zulassen darf. Die Kampfansage ist unmittelbar. Sie muß mutig aufgenommen und der Kampf bis zum Knock-out durchgeführt werden. Wenn unsere Buchhandlungen und Bibliotheken mit solch undisputabeln Stoffen besudelt werden, dann soll man sehen, wohin es geht.

Ich weiß, daß die Schlacht in Frankreich und Deutschland verloren ist, aber sie ist es in England noch nicht und ich glaube nicht, daß sie verloren geht. Das englische Volk ist bedächtig in seinem Haß und kämpft solche Gefühle nieder, aber wenn es sie aufsteigen läßt, dann kennt es kein Mitleid und hat kein Pardon für diejenigen, die seine Nachsicht ausgenutzt und seine Toleranz mißbraucht haben.

#### Keine Verteidigung.

Es ist keine Entschuldigung, daß die Novelle „markante Qualitäten“ besitzt oder daß die Verfasserin eine „vollendete“ Künstlerin ist. Es ist auch keine Verteidigung, wenn man dieselbe aufrichtig und freimütig nennt oder ihr Zartheit in ihrer Kunst nachruhmt.

Die Antwort darauf ist, daß gerade die kluge Geschicklichkeit dieses Buches seine moralische Gefahr steigert. Es ist ein einschmeichelndes und verführerisches Stück, eine spezielle Art, dafür zu plädieren, daß Perversion und Dekadenz ein Martyrium sind, welches denjenigen auferlegt wird, die von der grausamen Gesellschaft ausgestoßen werden. Es wird ein gefühlvoller Schleier über die Verderbtheit gelegt. Es wird sogar insinuiert, daß ihre selbstveranlaßte Erniedrigung unvermeidbar ist, weil sie sich daraus nicht trennen können.

Diese schreckliche Lehre mag sich für gewisse pseudo-wissenschaftliche Schulen empfohlen, aber sie kann nicht mit der christlichen Religion noch mit der christlichen Lehre vom freien Willen in Einklang gebracht werden. Deshalb muß von der christlichen Kirche bis zum bitteren Ende gekämpft werden. Das ist der radikale Unterschied zwischen Heiden- und Christentum.

\*

## DER EIGENE

Wenn die Christenheit solche Lehre nicht ausrottet, dann wird sie vernichtet. Durch solche Lehre, und die Zivilisation, welche auf den Ruinen des Heidentums errichtet worden ist. Diese moralisch Enterbten sind nicht verflucht von Geburt an. Ihr tiefer Fall ist durch ihr eigenes Tun und ihren Willen bestimmt. Sie werden verdammt, weil sie wählen, verdammt zu sein, nicht weil sie dazu von Anbeginn dazu verurteilt sind.

Es ist schön und gut, sie zu bemitleiden, aber wir müssen auch mit ihren Opfern Mitleid haben. Wir müssen unsere Kinder vor ihren gleißnerischen Fallstricken und Sophistereien schützen. Deshalb müssen wir ihre Propaganda von unseren Buchhandlungen und Bibliotheken fernhalten.

Ich würde einem gesunden Jungen oder einem gesunden Mädchen eher eine Flasche Blausäure als diese Novelle in die Hand drücken. Gift tötet den Körper, aber moralisches Gift tötet die Seele.

Was also ist zu tun? Das Buch muß auf einen Schlag aus dem Handel gezogen werden. Ich hoffe, daß Verfasserin und Verleger ihren groben Irrtum zugeben und ohne Aufschub alles daransetzen werden, ihn wieder gut zu machen.

Wenn sie damit zögern, muß das Buch durch Staatsprozeß unterdrückt werden. Ich bemerke, daß das irische freie Staatsgouvernement den Text eines einzuführenden Gesetzes für Zensur über Publikationen veröffentlicht haben. Es wird eine Zensur, bestehend aus einem Fünferausschuß, vorschlagen, wobei vier Stimmen notwendig sind,

um eine Publikation auf die schwarze Liste zu bringen.

Beschwerden dürfen nur von anerkannten Genossenschaften, nicht von irgendwelchen Personen eingebracht werden.

Mag sein, daß die Einführung eines ähnlichen Zensurausschusses sich auch anderwärts wie in Irland als notwendig erweisen wird. Aber unser gegenwärtiges Gesetz genügt, wenn es sachgemäß gehandhabt wird. Und deshalb appelliere ich an den Innenminister, das Gesetz anzuwenden. Er soll den Staatsanwalt beurteilen lassen, ob „Die Quelle der Einsamkeit“ für den Umlauf geeignet ist und, wenn nicht, dafür sorgen, daß der weitere Vertrieb eingestellt wird.

Schließlich möchte ich an unsere Schriftsteller und die Vertreter der Wissenschaft den Warnruf ergehen lassen, daß unsere Literatur, ebenso wie unsere Moral in Gefahr ist. Dichtung solcher Art ist eine Verunglimpfung guter Literatur. Sie führt dazu, daß der Stand der Schriftsteller seine Reputation verliert. Die Literatur hat sich noch nicht von dem Schaden, den ihr der Oscar Wilde Skandal zugefügt hat, erholt. Sie sollte ihr Haus in Ordnung bringen.

### Anmerkung.

Das Buch wurde in England tatsächlich unterdrückt, erschien jedoch neu in Paris. Einführungsversuche von dort nach London scheiterten.

Der „Literarischen Welt“ zufolge wird eine Deutsche Uebersetzung von Eva Schumann vorbereitet. Sie soll im März bei Paul List in Leipzig erscheinen.

Die englische Ausgabe ist für 26 Mark (geb.) durch The Pegasus Press (Paris XIV., Rue Boulard 37) zu erhalten. 520 eng gedruckte Seiten in Großformat.



Unser geschätzter Mitarbeiter Hans Natonek-Berlin

bittet uns, öffentlich mitzuteilen, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden, daß er mit dem Schriftsteller gleichen Namens — Hans Natonek-Leipzig — nicht identisch ist und daß darum von jetzt ab alle seine Beiträge im EIGENEN mit der Unterschrift Hans Natonek II gezeichnet werden, wie es in dem vorliegenden Hefte bereits geschehen ist.

# DER EIGENE

Ein Blatt für männliche Kultur

Herausgeber

ADOLF BRAND

DER EIGENE  
kämpft in Wort und  
Bild für die Wiedergeburt  
der Freundschaft, für einen Kul-  
tus der Jünglingsschönheit und für  
den Frühling einer dritten Renais-  
sance — gegen Spießbürgertum  
und Heuchelei und gegen  
jede Unterdrückung  
der Persönlichkeit



DER EIGENE  
ist das führende und älteste Blatt  
seiner Art  
Er ist die Zeitschrift der  
**GEMEINSCHAFT DER EIGENEN**

**VERLAG DER EIGENE**

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7

## Nr. 2

## INHALTSVERZEICHNIS

1. Dr. Frank Thiess über Aenderung unserer Kampf-methode
2. Legende der Könige / Von Werner Lürmann
3. Junger Krieger / Von Max Miede
4. Das Modell / Von H. H.
5. Rückenakt / Von Adolf Brand
6. 2 Knabenhöpfe und 1 Rückenakt / Von Hell
7. Nackttänze / Von Kyrill
8. Tänzer und Steinwerfer / Von Just
9. Im Schutze des Eros / Von Fritz Mossdorff
10. Bücher und Menschen:  
 General von Schoenaich: § 175 in der Politik des  
 deutschen Kaiserreichs —  
 Professor Dr. August Messer: Nochmals § 175 des  
 Strafgesetzbuches —  
 Professor Dr. Hans Licht: Sittengeschichte  
 Griechenlands —  
 Peter Martin Lampel: Jungen in Not —  
 Peter Martin Lampel: Revolte im Erziehungshaus —  
 Albert H. Rausch: Eros Anadyomenos —  
 Geschlecht in Fesseln — Rummel oder Kampf —  
 Ein Buch, das unterdrückt werden muß —